

Violette Fouquet.



Erster Band.

# Violette Fouquet.

---

Roman

von

Ursula Böge von Mantouffel.

Erster Band.

Alle Rechte vorbehalten.



Berlin 1885.

Verlag von Otto Janke.

## Erstes Kapitel.

---

„**E**s war einmal ein König, der wohnte in einem gar“ — — —

„Aber Du erzählst auch nicht ein bißchen ordentlich, Hanna! Es heißt: der hatte —“

„Richtig! Der hatte hier auf dieser Stelle —“

„Auf dieser Stelle! Hanna, Hanna —“ mit einem Wonneschauer — „grade hier, wo jetzt das Wasser ist? Sich das zu denken!“

„Aber ihr dummen Gören, mit meinem Märchen komme ich auch nie zu Ende. Also, der hatte hier, auf dieser Stelle, wo jetzt der Königssee ist, ein wunderschönes Schloß, das war aus eitel Gold, Marmor, Ebenholz und Elfenbein gebaut und mit Rubinen und Smaragden verziert. Es waren aber

die Fenster geschliffene Diamanten und die Pflastersteine von reinem Silber.“

Die dem schuldigen Staunen über soviel Pracht geweihte athemlose Pause, können wir dazu benutzen, uns den Ort, an welchen sich die Legende knüpft, anzusehen.

Der Königssee!

Wer dächte nicht sofort an majestätische Bergketten, grünwaldige Ufer und glänzende Villen? Aber die vorschnelle Einbildungskraft wird durch die Wirklichkeit bitter enttäuscht.

Hanna's Königssee ist keine geographische Berühmtheit. Die jugendliche Märchenerzählerin sitzt mit ihrem Auditorium auf dem Querholz eines Wehres und vor ihnen breitet sich einer jener flachen, anscheinend reizlosen Landseen aus, an denen die einstige Kurmark so reich ist. Die Oberfläche des Wassers ist mit Myriaden rosenrother Blüthen bedeckt, hier und da liegt eine Gruppe der großen Blätter und weißen Blumen der Wasserrosen still auf der ruhigen Fluth, im hohen Schilf lärmten die Rohrdommeln und eine graue Möve fliegt mit hellem Schrei über den See.

„— und dieser König war sehr fromm,“ hub

Hanna von Neuem an zu erzählen. „Einst aber, als er durch den Wald ging, begegnete ihm eine herrliche Frau, mit langem schwarzem Haar, in welches Seerosen eingeflochten waren. Sie war aber von oben bis unten in silberne Schleier gehüllt. Diese Frau nahm der König mit sich in sein Schloß und ließ sie im ganzen Lande als Königin ausrufen. Als aber die Hochzeit gewesen war, in großer Pracht und Herrlichkeit und der König am nächsten Morgen aus seinem Fenster sah, da — da — da kommt ja der Vater über die Haide!“

„O, Hanna, Hanna, dann mach schnell, damit wir noch das Ende hören!“

„Aber Ihr kennt es ja schon.“

„Das schadet nichts! Wer wird ein Märchen erzählen ohne Ende?“

„Nun also: Da war die ganze Luft in grünes, klares Wasser verwandelt und wunderbarlich gestaltete Geschöpfe, halb Fisch, halb Mensch, fuhren auf rosenrothen Muscheln einher und rothe Korallen wuchsen wie Blumen an den Felsenriffen. Die Königin war eine Wasserfei und da sie außer dem Wasser nicht leben mochte, da hatte sie das ganze Königreich in

einen See verwandelt. Und heute noch hört man des Nachts die Klagerufe des gefangenen Königs, der einst so fromm war, und sich durch eine seelenlose Wasserfei bethören ließ.“

Ein tiefer Seufzer der Befriedigung — dann glitten Redner und Publikum von dem beliebten Observatorium herab und es begann ein Wettlauf.

Ueber die Haide kam ein stattlicher Mann, den der lange schwarze Rock und die würdige Haltung als Geistlichen kennzeichneten. Er hatte ein kräftiges Gesicht, dessen gesundem, sonnenbraunem Kolorit man es ansah, daß er wenig im Studirzimmer aber viel im Freien arbeite.

„Warst Du in Neu-Belzin, Vater?“ frug Hanna, seine Hand ergreifend.

„Ja, ja, ich sah nach dem kranken Michel. Jetzt will ich einen Augenblick im Herrenhause vorsprechen. So habt Ihr hier auf mich gewartet?“ und seine Hand glitt lieblosend über das blonde Köpfcgen der Jüngsten, „haben Deine kleinen Beinchen Dich so weit getragen, Ella?“

„Hanna hat uns das Märchen vom Seekönig erzählt,“ berichtete Ella eifrig, „lauter Gold und Silber und — und — Edelbein.“

„Bermuthlich ein neuentdecktes, werthvolles Metall,“ scherzte der Pfarrer, indessen Hanna der Kleinsten mütterlich das Schuhband zunestelte, dann setzten sie ihren Weg fort.

Die rothe Haide von Belzin war eine sich weit-hinstreckende, mit Ginster, Wacholder und Eriken bewachsene Fläche, deren eigenthümlicher Reiz und Zauber sich nur dem offenbarte, der ein Auge hatte für die wunderbar zarte Farbenmischung dieser Blüthenteppiche und für das leise, aber unausge-setzte Leben und Weben ihrer Thierwelt.

Der Pfarrer von Belzin scheint dies Auge, dies Verständniß zu haben, denn in seiner Wan-derung hält er manchmal an und erfreut sich an den Schönheiten, die dieser klare warme Herbsttag zur Geltung bringt.

Einzelne hohe, uralte Kiefern stehen wie die Pinien der Campagna hier und da verstreut. Rings-umher schwirren und flittern glänzende Insekten durch die Luft, schlüpfen winzige braune Zaunkönige durch stacheliges Gesträuch und flattern die kleinen blauen Schmetterlinge, die so gern den Honig der Haideblumen nippen. Von Zeit zu Zeit läuft auch ein großer, goldbraun glänzender Raubkäfer über

den Weg oder gleitet eine schlanke Wespe in ihre Erdwohnung am Sandhange. Vornehmlich aber ist es das Geigenkonzert der Grillen, dieser Zigeuner unter der Insektenwelt, welches die Luft mit schwirrenden und zirpenden Fideltönen füllt und sich des hohen Beifalls der Kinder erfreut.

Der von Wagengleisen durchfurchte Weg läuft um den See hin. Spitze Landzungen, mit Birken und Weiden bewachsen, strecken sich von Zeit zu Zeit ins Wasser vor und bilden kleine Buchten, darinnen die Wellen flach über den sandigen Grund hinspielen und das Wassergras seine Spitzen und Blüthenrispen überall erhebt.

Am Ufer dieses Sees macht sich schon von Weitem eine Gruppe alter Tannen bemerkbar. Dort steht das Herrenhaus von Belzin, ein altes Haus mit vielen kleinen spitzen Giebeln und Thürmchen, grau über und über, grau die Wände und grau die hohen Dächer, auf deren mittelstem Aufsatz die Wetterfahne ächzt und kreischt. Das ganze wunderliche alte Haus sieht doch so aus, als wäre es aus silbergrau glänzenden Schindeln und Sparren zusammengesetzt! An sonnenhellen Tagen spiegelt es sich mit seinen alten Fichten und den epheubewachsenen

Seitenthürmchen friedlich im Wasser und die Kletterrosen, welche über der niederen Schutzmauer hängen, streuen ihre rosa Blättchen hinab in die Fluth. Erhebt sich aber ein Novembersturm, der die Wolken vor sich herjagt, den See peitscht und die alten Bäume schüttelt, daß die Krähen und Raben beunruhigt ums Haus flattern, dann konnte man meinen, ein verzaubertes Märchenschloß, um welches böse Geister ihren Tanz halten, vor sich zu sehen.

Dieses Haus ist fast immer unbewohnt, was für die Kinder seine geheimnißvollen Reize erhöht und ihnen Veranlassung bietet, es mit allen erdenklichen verwunschenen Feen, Prinzen und Zwergen zu bevölkern.

Weiterhin zieht sich am See das Fischerdorf hin, dessen Kirchenturm wie ein schwarzer Pfeil gen Himmel weist. Dorthin wenden sich, nach einigem Ueberreden von Seiten des Vaters die Kinder und ihre kleinen Gestalten verschwinden hinter Schilf und Weiden und hohem Gras — ihre Fußtritte verhallen — auf lange.

Weshalb seufzte der Mann der ihnen nachsah und strich sich mit der Hand über die Augen? Er schritt gedankenvoll dem Herrenhause zu.

Belzin war ein wunderbarlich einsamer, weltvergessener Ort. Dennoch sagte man, daß, wer ihn einmal lieb gewann, oder gar hier aufgewachsen war, sich beständig nach ihm zurücksehne, nach seiner Ruhe und Poesie, nach dem Rauschen der alten Tannen am See und der Kiefern auf der rothen Haide, nach seinen blumenreichen Triften und Wiesen und den wogenden Kornfeldern, welche fleißige Hände dem märkischen Sande abgewannen.

Die nächste Umgebung des Hauses zeigte Spuren einer malerischen Verwilderung. Am Lattenwerk der Jalousien, an den Staketten, an den Baumstämmen kletterten Rosen empor. Das waren keine hochstämmigen, kugelförmig dressirten Remontanten mit Blüthen, davon Jede ein Wunder wäre, wenn es keinen Regen, keine Raupen, keine Käfer und Spinnen gäbe. Aber so ist die Schönheit dieser Sorgenkinder meist angekränfelt. Die Rosen von Belzin wuchsen sorglos und unbändig, wie und wohin ihr Instinkt sie leitete, an Mauern empor und über Wallgräben hinweg! Auf den vergrastten Kieswegen blühte auch hier und da ein Sträußchen Thymian. Und weshalb denn nicht? Hingegen standen auf den Stufen der Freitreppe, rechts und

links eine Reihe grüner Kübel mit mächtigen Hortensiensträuchern, die in voller Pracht blühten.

Diese Stufen schritt der Geistliche hinan und ging, da die Thüre halb offen stand, direkt ins Haus. Es herrschte hier wie ringsumher jene würdige Ruhe, die alten Häusern und alten Leuten so gut steht.

Das Vorzimmer war leer. Gedämpftes Licht fiel durch ein großes, buntes Bogenfenster in den halbrunden Raum, an dessen abgekanteter Wand dunkle Portraits in schwarzen Rahmen hingen. Als sich der Pfarrer unentschlossen umgeblickt hatte und endlich auf eine Thüre zuging, öffnete sich eine andere und ein ältliches Fräulein mit einem auf dem Kopf zusammengeknoteten weißen Tuch, welches ein sehr gefühlvolles, geschwollenes Antlitz umrahmte, trat ein, gefolgt von einem Bedienten in blauer Livree mit silbernen Litzen.

„Ach, der gute Herr Pastor!“ seufzte sie, „noch vor einer halben Stunde hat sie nach Ihnen gefragt, und jetzt schläft sie wieder!“

„Das schadet nichts. Ich kann warten, denn ich habe einen freien Abend. War der Doktor heute hier?“

„Ja, ja. So schwach, ach, so schwach ist sie! Der Doktor sagte, es müsse telegraphirt werden. Nun, das thaten wir schon gestern Abend. Sie litt es ja nicht eher. Sie wissen, wie sie ist, Herr Pastor. Emma, sagte sie zu mir, es wird schon besser werden. Wir wollen Excellenz nicht stören. Aber es wird ja nicht besser. Der Krank, den die Frau Pastorin schickte, hat ihr aber gut gethan. Bitte, das auszurichten. Auch über die Spätrosen, die Hanna gestern früh brachte, hat sie sich so gefreut. Aber Sie entschuldigen, Herr Pastor! Ich gehe mit dem Friedrich ein Zimmer für Excellenz in Stand zu setzen. Dem Herrn Gesandtschaftsattaché richten wir morgen das gelbe Eckzimmer ein . . . ach aber, mein Himmel, wann kann er kommen?“

„Lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten, Fräulein Emma. Ich gehe ein wenig in den Garten und Friedrich kann mich rufen, sowie sie nach mir verlangt.“

Mit diesen Worten stieg er die Treppe wieder herab und trat hinaus auf die Mauerbrüstung, von welcher man über das Wasser blickte, ein ungemein friedliches Bild, denn die Ufer des Sees waren fast überall von Wald umkränzt. Unter der Mauer

schaukelte ein altes, verwittertes Boot an einer Kette. Auf dem Grunde dieses Nachens wuchsen bereits grüne Blattgewächse, so vermodert durch Regenwasser waren seine Planken. Es hätte eigentlich untersinken müssen, aber es sank nicht. Es blieb, wie Alles hier, märchenhaft, unveränderlich auf der Stelle, die ihm der Zauberstab der Fee angewiesen hatte! —

Vielleicht schon morgen war dies Haus ein Trauerhaus geworden . . . Denn da drinnen lag die gnädige Frau seit Wochen leidend, still, geduldig und ergeben, wie man das immer an ihr gewohnt gewesen war, so daß Niemand Verdacht schöpfte, es nahe sich diesmal ein unerbittlicher Feind.

Sie pflegte in jedem Jahr zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Belzin zu kommen und immer hatte sie sich in der Ruhe und Stille des Ortes so sehr erholt. Vielleicht auch, weil sie ihn so liebte, denn sie war hier geboren und aufgewachsen — die einzige Tochter, das einzige Kind. Sie hatte von hier aus geheirathet und war in die Welt hinausgezogen, aber sie hatte ihr Belzin nie vergessen, und als die Eltern gestorben waren, da hatte sie mit liebevoller Pietät darauf gehalten, daß nichts verändert werde.

Kein Baum durfte geschlagen, kein Weg verlegt werden. Meister Andreas, welcher Gärtner, Kastellan und Kammerdiener in einer Person war, zog seine Tulipanen und Lilien wie er sie schon zur Zeit des gnädigen Großpapa, des seligen Herrn Wilhelm von Plattow gezogen hatte, zur Augenweide der Herrschaft und die Hortensien in ihren Kübeln waren heute noch die „neumodischen Blumen, die sie aus Frankreich gebracht hatten,“ und der größte Luxusartikel des Gartens.

Ebenso blieben im Hause die steiflehnigen alten Möbel auf ihren Plätzen und die alten Bilder an den Wänden und im gelben Eckzimmer stand noch das kleine Spinett, auf welchem der Großvater als Knabe spielen gelernt hatte, als er mit seinem Hofmeister dies Zimmer bewohnte. Die Tasten gaben noch einen schrillen Klang. Es war anzuschauen wie ein kleines, greisenhaftes Musikgespenst.

Aber wie sie den alten Sachen attachirt blieb, so trug sie auch ihre Belziner auf treuem Herzen. Ob gesund oder krank, sie war immer für Jeden zu sprechen. Oft mußte sie tagelang wegen des sie nie verlassenden Hustens das Zimmer hüten. Dann lag sie auf ihrem Sopha, immer freundlich, immer be-

reit, Rath zu ertheilen, Streit zu schlichten und Hülfe zu spenden, wo Hülfe noth that.

Es trat Jemand ganz plötzlich auf die steinerne Rampe und erschreckte den in Gedanken versunkenen Geistlichen.

„Herr Pastor, Sie hier? Wie geht es meiner Mutter?“

Ein junger Mann von ungewöhnlich vornehmer Haltung war es, der, den Geistlichen grüßend, herzutreten war. Er sprach ruhig und gemessen, nur eine flüchtige Röthe auf seiner Stirn verrieth innere Erregung. Dies, fast zu streng nach den Regeln des Ebenmaßes geschnittene Antlitz trug den Stempel unbeugsamer Kraft und geistiger Ueberlegenheit, aber es erschien auch kaum denkbar, daß diese ernsten dunklen Augen jemals in Heiterkeit aufstrahlen, daß ihr Blick je in Zärtlichkeit schmelzen könne.

„O, Herr Baron Treffenbach . . . welch eine Ueberraschung für Ihre arme Frau Mutter, die, ich verhehle es nicht, schwer leidend ist . . . kränker als wir Alle ahnten.“

„Weshalb ward nicht augenblicklich an mich telegraphirt?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Sie hat es nicht zugelassen, weil sie immer

hoffte, es solle besser werden. Gestern nun ist es geschehen, aber es ist gut, o, sehr gut, daß Ihnen schon früher eingegeben ward, zu kommen."

„Ja, mich machte ein Brief, den ich vor einer Woche erhielt, besorgt. Sie traf darin, ohne zu erwähnen, daß sie krank sei, die Anordnungen einer Sterbenden. Sowie ich konnte, verließ ich St. Petersburg und komme direkt hierher.“

Sie waren unterdessen zum Hause zurückgegangen. Da ihnen Niemand entgegen kam, ging Baron Treffenbach ohne Weiteres nach den Schlafzimmern. Er betrat dies alte Haus immer nur mit scheuer Ehrfurcht. Es erschien ihm stets durchweht von unbeschreiblich geheimnißvoller Poesie. War es doch die Heimat seiner Mutter!

Treffenbach zählte jetzt sechsundzwanzig Jahr, aber noch war es keiner anderen Frau gelungen, ihr den ersten Platz in seinem Herzen streitig zu machen. Ihr weihte er die einer Heiligen zukommende Verehrung und die Huldigung, welche eine Geliebte beanspruchen konnte. Es gehörte Alles, Alles ihr, seit der Zeit, wo er an der Hand der schlanken, weißgekleideten Frau mit der Rose an der Brust, Sonntags in die Belziner Dorfkirche gegangen war,

um frühzeitig zu lernen, wie ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen kann!

Das Zimmer, welches er unter solchen Gedanken leise betrat, war halb dunkel. Das Auge mußte sich erst an die Dämmerung gewöhnen, dann unterschied es das Bett an der Wand, die zurückgeschlagenen Vorhänge. Dann auch das auf die Kissen gebettete müde Haupt der Kranken. Dort lag sie, die Lenkerin seiner Kindheit, der gute Engel seiner Jugendjahre, von ihm geliebt mit einer starken, unauslöschlichen Liebe, welcher er nie Worte zu verleihen verstand. Dort ruhte sie, todesmatt, mit geschlossenen Augen und mühsam athmender Brust.

Er stand einen Augenblick wie gelähmt von Entsetzen. Die Veränderung in dem bleichen, abgezehrten Antlitz war größer, als er erwartet hatte. Die Ahnung eines kommenden, unerseßlichen Verlustes fiel schwer in sein Herz.

Nach einer geraumen Zeit öffnete sie die Augen, sah ihn an und lächelte, als sei ihr seine Erscheinung ein willkommener Traum. Er trat auf sie zu. Als sie seinen Schritt hörte, ward sie aufmerksam, richtete sich ein wenig auf und flüsterte ungläubig:

„Magnus . . . Liebling? — Du selbst? — Du bist angekommen?“

Er beugte sich über sie und küßte mit heiliger Scheu ihre bleiche Stirn.

„Mutter, das hättest Du mich wissen lassen sollen!“ sagte er mit schmerzlichem Vorwurf.

„Es kam so allmählig,“ entschuldigte sie, „ich wollte namentlich nicht, daß der Vater es erführe, er kann nicht gut abkommen — es macht soviel Schwierigkeiten jetzt — zur Manöverzeit . . . und dann wollte er nach — Galizien — zur Jagd — und das hätte mir so leid gethan . . . aber nun haben sie ihm doch telegraphirt . . . denn — so ohne Abschied — ohne ihn noch einmal gesehen zu haben . . . ach nein, Magnus, das konnte ich nicht. Verzeiht nur.“

Ihre Stimme war immer schwächer geworden. In ohnmächtiger Erschöpfung sank sie jetzt zurück. Er griff schweigend nach einer auf dem Tisch stehenden Flasche und goß ein wenig Madeira in ein Gläschen, ihr dieses an die Lippen haltend. Seine Hand zitterte, aber er fragte mit leiser, fester Stimme: „Thut Dir das gut?“

„Ja, Liebling, ja! — Es erquickt mich, wie Dein

Anblick. Die weite — weite Reise, Magnus, die Du meinetwegen gemacht hast! Aber ich bin so glücklich, Dich da zu haben. So viel, so viel hätte ich Dir noch zu sagen, ehe — ich gehe. Aber ich gehe gern. Mein Leben war so reich — durch Dich, Magnus. Bleibe so, wie Du bisher gewesen. Treu, fest, ehrlich. Wenn Dir eine Versuchung nahen sollte, schäme Dich nicht, sie zu fliehen. Sieh, ich spreche zu dem Manne, als wäre er noch ein Knabe. Aber Du verstehst mich schon.“ —

Ihre Hand strich schwach lieblosend durch sein Haar, während er sich tief herabbeugte, seine Angst, seine Aufregung, seine Thränen zu verbergen.

„Sieh nicht so bestürzt aus, lieber Magnus. Wir müssen Alle sterben und ich — ich sterbe gern. Ich war oft so müde. Ich taugte nicht für die große Welt und habe immer geharrt, ob der Herr mich wohl in meine rechte Heimat rufen würde — und jetzt thut er es — so sanft, so freundlich. Er legt mir keine schweren Leiden auf, er führt mich langsam, langsam dem Paradiese zu und mein Herz hat Frieden und Ruhe, denn was sollte mich grämen? Der Abschied — ja, das thut weh — aber es ist ja nicht auf lange. Wir sehen uns Alle

wieder, Magnus, das ist mein fester, zuversichtlicher Glaube!“

Diesmal versagte ihre Kraft nicht. Sie hatte, von freudiger Bewegung getragen, zu Ende gesprochen, ihre Augen glänzten und ruhten auf ihm mit unendlicher Liebe.

„Eines hätte ich freilich noch gern erlebt . . . Deinen Hochzeitstag, Magnus. Aber ich bin auch hierüber ohne Sorge. Die Frau, welche Du einst wählen wirst, kann nur so sein, daß ich auch noch im Himmel sagen werde: Meine Tochter! — Denn Du wirst Dich nicht blenden lassen durch Schönheit — Du wirst prüfen, ob es auch echtes, geläutertes Gold ist, ob sie fromm, treu und würdig ist, die Herrin von Belzin zu werden. Nicht wahr, Magnus?“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, dann sah er sie an und sie mußte seiner Augen Sprache verstehen, denn halb zweifelnd, halb beglückt fragte sie:

„Marie Louise?“

„Nur sie. Dein Ebenbild.“

„Es war Dein Knabentraum, Magnus, und Du bist ihm treu geblieben. Das bürgt für dauerndes Glück. Sie ist eine seltene Perle an Geist,

Charakter, ernsten Grundsätzen und edler Weiblichkeit . . . ihr Herz“ . . . Die Kranke stockte, aber dann schien ihr ein tröstender Gedanke zu kommen — „Dir wird es vorbehalten sein, es zu wecken! Das hoffe und wünsche ich um Deinetwillen. Marie Louise ist rein, werthvoll und glänzend wie ein Diamant, aber auch so kalt, so scharf, so hart. Es steht ihr gut — das ist wahr. Man möchte ihre herbe Wahrhaftigkeit kaum fortwünschen, aber —“

„Sei unbesorgt, Mutter. Grade wie sie ist, ist sie mir theuer und anders will ich sie nicht sehen. Zwischen uns herrscht vollkommene Harmonie. Alles was sie sagt und wie sie empfindet, ist mir so verständlich, als hätte ich es selbst gedacht. Und ebenso, hoffe ich, geht es ihr mit mir. Ich weiß, daß sie mich Anderen vorzieht und ich fühle, daß es auf der Welt nur diese Eine giebt, die mein Glück machen kann. Erlange ich sie nicht, so werde ich mich schwerlich jemals zu einer Heirath entschließen können — denn Du weißt, wie ich über unsere Damenwelt denke.“

„Marie Louise wird Dich nicht ausschlagen und ihre Großeltern wünschen sich keinen anderen Erben für Ravenhorst als Dich . . . ach Magnus! . . .

Zum zweiten Mal führt dann ein Treffenbach eine Louise von Plattow heim! — Liebling — alles Glück sei — mit Euch — wie es mit mir gewesen! — Ein so reiches Maß — Gott lasse es zwiefältig über — Euch kommen . . .“

Die letzten Worte waren kaum verständlich. Eine große Mattigkeit schloß ihre Augen. Ihre Hand blieb in der ihres Sohnes, und still, wartend saß er neben ihr und bewachte den kostbaren Schlummer, der ihr vielleicht Kräfte bringen konnte.

Die Sonne war schon untergegangen und Fräulein Emma hatte eine Lampe angezündet und so gestellt, daß ihr Licht nicht blende und hatte durch Gesticulationen versucht, Baron Treffenbach zu bewegen, er möge seinen Posten verlassen und soupirer kommen. Aber er blieb und wartete, bis die Mutter die Augen wieder aufschlug und mit schwacher Stimme weiter sprach, als habe keine Unterbrechung stattgefunden: „— er wollte ja auch noch kommen — mein guter Pastor Ehrhard — sag ihm — sag ihm — wegen der Nähsschule . . . die Papiere hat er schon — auch das Geld . . . ich dachte — ich wollte eine Schule — deren guter Einfluß den jungen Mädchen ein Segen . . . Magnus, Du wirst

daran denken . . . ich habe manchmal an . . . Lydia gedacht . . . Wirfst Du den Namen behalten? . . . aber wo ist Lydia?“ — ein schmerzlich grübelnder Ausdruck lag auf ihrem Gesicht — „ach, ich bin so schwach zum Nachdenken . . . und es ist lange her — ich sah sie nicht wieder . . . aber sie war — so ideal. Ihr gebührte Höheres . . . doch sie ist arm — verlassen — verstoßen . . . aber sie wäre . . .“

Wieder wanderte ihr Geist von dannen und sie murmelte und flüsterte nur noch unzusammenhängende Sätze. Unzusammenhängend und doch alle beseelt von der Fürsorge, die vor dem Scheiden Alle bedenkt. Bald handelte es sich um die alten Diener des Hauses, bald gingen ihre Gedanken in weite Fernen, zu Leuten, die er kaum dem Namen nach kannte. Keines dieser Worte ging verloren. Er schrieb sie alle nieder und fand in dieser Beschäftigung einen schmerzlichen Trost.

So ging die lange, bange Nacht hin. Immer strich das verlöschende Leben mit mattem Flügelschlag am Rande des Todesthales hin und schienen ihre Blicke beim Erwachen mit stiller Verwunderung zu fragen: Lebe ich denn noch? —

Aber die Seele konnte sich noch nicht vom

Körper lösen — ein irdisch Sehnen war noch nicht gestillt, ein Abschiedswort noch nicht gesprochen, und dieses bange Hoffen und Harren verlängerte den Kampf.

Der nächste Morgen brachte keine große Veränderung. Sie schlief ruhig, aber da jeder Athemzug der letzte sein konnte, so konnte Baron Treffensbach sich nicht entschließen, sie zu verlassen.

Gegen Mittag schien sie sich wieder zu erholen und der Pastor, welcher mehr denn einmal wiedergekommen, fand beinahe das gewohnte, freundliche Willkommen. Er kam weniger mit der Absicht, ihre Seele vorzubereiten für die Scheidestunde — diese Seele war seit lange vorbereitet! — als um selbst noch gestärkt und erbaut zu werden durch die freudige Bereitwilligkeit dieser Sterbenden. Sie, die Niemand vergaß, hatte auch für ihn und sein Haus ein liebevolles Wort theilnehmender Ermuthigung — Worte, deren Sinn nur ihm verständlich war! —

Und auch dieser Tag ging hin und der Abend kam, ehe man draußen das Rollen eines Wagens hörte, bei dessen Klang sich die Kranke ein wenig aufrichtete:

„Er ist gekommen, Magnus!“ sagte sie, zufrieden lächelnd.

Treffenbach erhob sich und verließ das Zimmer. Er vernahm schon von Weitem das Klaffeln eines Säbels, den festen Schritt und die kräftige Stimme, die in überraschtem Tone ausrief:

„Was? Mein Sohn ist auch hier?“

„Ja, Vater,“ sagte der junge Mann, ins Vorzimmer tretend.

„Grüß Dich Gott, alter Junge! Aber sag mir, um Himmelswillen, ist es denn wirklich so was Bedenkliches?“

Excellenz General von Treffenbach war eine imposante, eine prächtige Erscheinung. Nach seinem Rang und seinen Würden zu urtheilen, mußte er die Sechszig schon überschritten haben, aber sein Aussehen widersprach dem. Jedermann hätte ihn für einen Fünfziger gehalten. Eine glänzende militärische Laufbahn, welche er seinen persönlichen Vorzügen und seiner hohen Begabung verdankte, hatten ihn stets siegreich auf den Bogen des Lebens erhalten. Wenn er, wie seine Neider behaupteten, ein kaltherziger, ehrgeiziger Weltmann, ein rücksichtsloser Egoist war, so besaß er doch in hohem Grad

jene persönliche Liebenswürdigkeit, der man viel vergiebt und die seinem Sohne vollständig abging.

„Ich fürchte, Vater,“ sagte Treffenbach, dem Ahnungslosen mit einer Art Heroismus fest in die Augen blickend, „ich muß Dich auf das Schlimmste gefaßt machen.“

„Was nun, um Himmelswillen? Magnus! Ist sie gestorben?“

„Noch nicht.“

Der General warf eilig seinen Mantel ab.

„Ich will sie augenblicklich sehen!“ sagte er mit verstörter Miene, „keine Ahnung davon. Bekomme da eine Depesche, ich möge kommen, sie sei erkrankt. Natürlich mache ich mich frei, aber ich denke doch nicht . . . was ist es? Ihr altes Leiden?“

„Es scheint so. Ihre Lungen müssen sehr krank sein.“

„Ich bin im höchsten Grade konsternirt. Aber wir wollen doch die Hoffnung nicht ganz sinken lassen, alter Junge. Die arme Mama war ja immer leidend, immer kränklich. Vielleicht geht es auch diesmal vorüber.“

Magnus, der vorangegangen war, öffnete schweigend die Thüre.

Als General Treffenbach seine Gemahlin erblickte, überzog momentan eine tiefe Blässe sein Gesicht. Er sah auf den ersten Blick, daß nichts mehr zu hoffen war . . . und es kam ihm wieder in den Sinn, daß ihm diese, so bescheiden sterbende Frau durch siebenundzwanzig lange Jahre, die treueste, liebevollste und nachsichtigste Gattin gewesen war.

In tiefster Seele erschüttert, beugte er sich über die Hände, die sie ihm entgegen streckte, zog sie an seine Lippen und flüsterte: „Louise, ich ahnte nicht . . .“

Sie schwieg lange und blickte ihn nur mit unendlicher Liebe an — und doch war es, als sähe sie nicht ihn, sondern umfasse in Gedanken dies ganze, lange, gemeinsame Leben.

„Constantin — ich danke Dir!“ — flüsterte sie endlich demüthig und zog seine Hand an ihre Lippen.

„Du — mir?“ — rief er erschüttert.

„Siebenundzwanzig Jahre!“ — flüsterte sie, und wieder stahl sich ein seliges Lächeln über ihr Gesicht, „und immer — so glücklich! — Ich danke Dir — ich danke Dir!“

Der Sohn hatte leise das Zimmer verlassen. Diese heiligen Augenblicke durfte auch seine Gegenwart nicht stören.

Er stand im Nebenzimmer und blickte hinaus, ohne zu sehen. Diese Zwei, die in seiner Vorstellung als Begriff „die Eltern“, immer Eins waren, sollten sich trennen. Ein doppelter Tod war dies, ein zweifach Sterben, denn ihre Seelen waren ja zu unlösbarer Harmonie verschmolzen.

O, der Gedanke war so grausam. Er schauderte. Welche Qualen wurden da drinnen durchgekostet, von denen selbst er sich, in seinem Schmerz keine Vorstellung machen konnte! — Wird der Mann, der sein bestes Ich hingeben muß, jemals wieder gesunden? Ach, solche Wunden in der Seele bluten wohl immer. Ein großes Mitleid ergriff ihn, denn was ist sein eigener Verlust gegen den des Vaters? Wie wird dieser weiter leben, durch die hange Einsamkeit des nahenden Alters hindurch ohne die Gefährtin, die Trösterin? General Treffensbach öffnete leise die Thüre.

„Komm herein Magnus,“ sagte er bewegt, „ich will Dich keiner Minute berauben. Sie sind gezählt.“ —

---

## Zweites Kapitel.

---

Der Tag war angebrochen, an welchem Frau Louise von Treffenbachs irdische Hülle dem Dunkel der Plattow'schen Familiengruft übergeben werden sollte.

Am frühen Morgen, da die Sonne wie eine feuerrothe Kugel über der Haide aufging, stand Magnus Treffenbach schon am Ufer des Sees blickte über ihn hin und wanderte, unwiderstehlich hingezogen, dem Walde zu. Er hatte die ganze Nacht hindurch Wache gehalten am Sarge, bis ihn die Sonne ablöste, die hell in das blumengeschmückte, stille Gemach schien, da war er fortgegangen, um noch einmal, ehe er ihr auf ewig Lebewohl sagte, den Pfad entlang zu wandern, den er als kleiner Knabe am liebsten an ihrer Hand gegangen, sich der Worte zu erinnern, die sie hier und dort zu ihm

gesprochen und sein eigenes Leben prüfend zurückzublicken, ob es auch einer solchen Mutter werth war?

Der See lag still und ruhig da, kaum daß es im Uferschilf leise knisterte. Die junge Sonne färbte alle die Spitzen des Rohrs und Wassergrases purpurn und über der Haide blizten und funkelten die großen, brillantenbesäeten Räder der Spinnenneze, zogen sich weiße, leuchtende Fäden von Strauch zu Strauch.

Er stand am Wehr und dachte an die Sage vom Seekönig, die sie ihm auch einst erzählt hatte. Viele, oft sinnreiche Märchen und Legenden knüpften sich an See und Haide, doch hatte keine einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie die von Generation zu Generation sich fortpflanzende alte Geschichte vom versunkenen Königsschloß. Vielleicht lag der Grund zuerst daran, daß er an das Begreifen dieses Märchens mehr Verstand wenden mußte, als an die klare Verständlichkeit der Andern, darinnen fleißige Zwerge faule Hausfrauen in die Spinnen, die immer weben müssen, verwandelten, oder arme, verirrte Holzhackerkinder goldne Schätze im Walde fanden.

Aber ob dem sechsjährigen Knaben auch der Sinn räthselhaft blieb, grade jene Legende, war wie

ein Saatkorn in seine Seele gefallen, sie mit namenlosem Grauen vor allem Unheiligen, Verderblichen und Schmeichlerischen füllend. Ohne daß er sich selbst darüber klar bewußt ward, mußte ihm jene Wasserfei, die den König herabzog in ewige Gefangenschaft, identisch werden mit allem, was leichtfertig und gefahrbringend ist. Die meisten Vergnügungen und die meisten Frauen stellte er in diese Reihe. Mitten in der großen Welt lebend, durch tägliche Berührung mit ihr abgeschliffen und vorsichtig im Urtheil gemacht, gab es doch Niemand, der die Schalheit, die Oberflächlichkeit, die Lüge des Gesellschaftslebens tiefer verachtet hätte, als er. Ihn ekelte das Getriebe der ewig vergnügungssüchtigen, ewig tanzenden Menschheit unbeschreiblich an, aber er ertrug es schweigend, weil er frühzeitig gelernt hatte, dem Leben eine reiche Seite abzugewinnen, darinnen seine Interessen und sein Glück wurzelten, darin sein Geist Genüge und Vergessen fand, und das war die Wissenschaft.

Treffenbach war ein glänzend begabter Schüler gewesen. Solche Examina, wie er sie bestand, konnten eines Vaters Herz schon mit Stolz erfüllen, und Excellenz blickte mit hoffnungsvoller Freude auf

seinen Sohn. Die Universität verlieh dem strebsamen Studenten in zwei Fakultäten den Dokortitel. Magnus studirte mit einer Gründlichkeit, die bestrebt ist, nirgends Lücken zu lassen. Neben der üblichen Jurisprudenz trieb er auch philosophische und theologische Studien. Es erschien ihm unumgänglich nothwendig, die Gotteslehre, von deren Wichtigkeit er überzeugt, als Wissenschaft zu zergliedern und zu prüfen, und nachdem er einmal erkannt hatte, daß die Religion von ihren Jüngern nicht nur Erkenntniß, sondern vor Allem Bekenntniß fordere, war er entschlossen, auch hierin seiner Pflicht nachzukommen.

Excellenz begann zu fürchten, sein Sohn könne gar zu vortrefflich werden. Um ihn davor zu bewahren, schickte er ihn mitten in die große Welt hinein, das heißt, bestimmte ihn für die diplomatische Laufbahn. Treffenbach war hiermit einverstanden, weil er, als Attaché der deutschen Gesandtschaft zu St. Petersburg, mit seiner Zeit so ziemlich anfangen konnte, was er wollte. Er schrieb einige recht interessante, wissenschaftliche Brochüren, die den ihm vorangehenden Ruf geistiger Ueberlegenheit bestätigten. Man war bereits höheren Orts auf diesen

vielversprechenden Kopf aufmerksam geworden, eine Stelle als Sekretär zu erlangen, konnte für ihn keine großen Schwierigkeiten haben.

„Ja!“ sagte er zu sich selbst, wie er den Wald betrat und zwischen den alten Kiefern hinschritt, „ja Mutter, ich glaube, Dein Sohn war immer Deiner würdig. Irrthümer und Fehltritte können wir nicht vermeiden, solange wir sterbliche Menschen sind, aber ich finde in meinem Leben keine Handlung, die Deinen reinen Blick gescheut hätte. Ich habe stets ehrlich gestrebt das Rechte zu thun, und so soll es bleiben, auch wenn sie Deine Stelle einnehmen wird!“ —

Das gedämpfte Läuten der Kirchenglocken weckte ihn aus seinen Gedanken. Ueber den See herüber klang der Ton nur gespenstisch leise und klagend, wie die Stimme des gefangenen Königs aus dem versunkenen Schloß.

Mit schwerem Herzen trat er den Rückweg an, denn er wußte, wohin ihn die Glocken riefen. Der Tag lag ja noch vor ihm und seine dunkelste Stunde war noch nicht gewesen.

Es hatten sich viele Trauergäste eingefunden, welche die lange Eisenbahnfahrt und das beschwer-

liche Fortkommen auf schlechten Landwegen nicht scheuten um der Generalin das letzte Ehrengeliebt zu geben. Namentlich war das Vorzimmer, in welchem der Sarg stand, gefüllt mit Offizieren. Doch auch viele Gutsnachbarn sah man und Damen in tiefer Trauer, auch hatte sich Alles, was Plattow hieß, zahlreich eingefunden, Leute, die sich fast Alle durch ein ernstes, stolzes Wesen auszeichneten.

Der General empfing Alle mit würdevoller Trauer. Magnus Treffenbach vermied die kondolirenden Begrüßungen, die seinem Ohr wie leere Phrasen klangen.

Der Pastor Ehrhard sprach erst am Sarge einige Worte der Einsegnung, dann setzte sich der Zug nach dem Kirchhof in Bewegung und hier, vor der geöffneten Eisenthür der Familiengruft erklang die volle, reiche Stimme des Predigers noch einmal und sprach von dem stillen, verborgenen und doch herrlichen Leben der Verstorbenen. Es war, als habe er schon lange gewünscht, der Welt einmal sagen zu können, was diese Frau gewesen. Die Worte kamen ihm ungesucht in Fülle, mit freudiger Begeisterung. Manches durfte er freilich garnicht erwähnen, was er doch wußte: wie ihr ganzes Leben

ein freudiges Hinopfern ihrer Gesundheit gewesen, welche dem bewegten Leben in der Stadt nicht gewachsen war! Wie sie in ihrem Sohn die Ueberzeugung großzog, daß sein Vater in allen Dingen der edelste und rücksichtsvollste Mann sei! Wie sie, anstatt zu klagen, immer nur dankte und nie den Anspruch erhob, in ihrem Seelenleben von ihrer Umgebung verstanden zu werden! Alle diese Dinge lassen sich nicht gut sagen und doch blieb da noch genug zu rühmen und zu preisen übrig.

Treffenbach stand etwas auf der Seite, unbeweglich, wie im Traum. Es war ihm eigen, in solchen Stunden, da sich ein dumpfer Druck auf seine Seele legte, Alles haarscharf zu sehen, was ihn gerade umgab, ohne etwas davon in sein Verständniß aufzunehmen, sich über winzige Kleinigkeiten zu verwundern, während er den großen Schmerz schweigend trug. So konnte er sich späterhin noch mit schmerzhafter Genauigkeit der im Winde bewegten Grashalme, der bunten Aestern erinnern, die auf einem verwilderten Grabhügel wuchsen und seines Grübelns, weshalb wohl diese Blumen die pflegende Menschenhand überdauert hatten?

Und dann war Alles vorüber und der Zug ging zurück, ohne sie, welche man hierher gebracht. Niemand störte den Zurückbleibenden, der das Schließen der schweren, eisernen Fallthüre selbst beaufsichtigte. Dann gingen die Männer fort, die dies besorgt hatten und er stand, mit dem schweren, rostigen Schlüssel in der Hand allein und sah herab auf die Wappen und Inschriften und den eisernen Ritter, der mit gefalteten Händen auf dem Gruststein ruhte.

Für immer da unten, aus seinem Leben entschwunden!

Ein Schauer überrieselte ihn. Nicht wegen dieser melancholischen Vorstellung, sondern weil er sie plötzlich vor sich stehen sah, dort, grade am Kopfe der Eisenplatte, schwarz, schlank und hoch, als sei sie neuverjüngt, in ernster, wunderbarer Schönheit aus der Erde Schooß emporgestiegen, aus Tod und Dunkel auferstanden, mit dem Antlitz, das sie damals trug, als sie ihn noch an der Hand führte und eine Rose vor die Brust steckte! Da stand sie, da stand sie! Mit dem goldblonden, welligen Haar, welches sich, wie ein antikes Diadem um den kleinen Kopf schlang, mit der weißen, ruhigen Stirn, den

großen, lichtblauen Augen, dem zart gemeißelten Antlitz, aber kühl und leblos wie eine Marmorstatue, als sei sie, wie der aus der Hülle ans Licht gebrochene Schmetterling noch kalt und steif in der frostigen Frühlingsluft, noch nicht zum Leben erwacht! — Wenn diese Aehnlichkeit nicht so groß gewesen wäre, so hätte die Erscheinung nur den Eindruck hoher, geistiger Ueberlegenheit und ernster Strenge gemacht, so aber war es, als fehle die Hauptsache, das Beste, die unendliche Liebesfülle, welche das bleiche Antlitz der Verstorbenen verklärt, all ihr Thun beseelt hatte.

„Marie Louise!“ sagte er endlich.

Sie wandte sich zu ihm, und reichte ihm die Hand.

„Lieber Magnus, ich spreche Dir meine volle Theilnahme aus,“ sagte sie aufrichtig, „die Edelste, die an Selbstverleugnung Reichste unter uns, ist heimgegangen. Wir fühlen Alle, was wir an ihr verlieren.“

Er sah sie unverwandt an. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden. War ihm doch, als müßte sie sein eigen sein, als sei es eine Nothwendigkeit, eine unumstößliche Thatsache.

„Ich danke Dir für Deine Worte, Marie

Louise, noch mehr dafür, daß Du heute gekommen bist, mich durch Deinen Anblick zu trösten und zu erquickten. Ist mir's doch als hätte ich sie nicht ganz verloren, so lange ich Dich — sehe.“ —

Sie erwiderte seinen Blick fest und ohne Verwirrung.

„Es freut mich, daß Du so sprichst, Magnus. Du solltest jetzt nach Ravenhorst kommen, es würde Dir gut thun. Du siehst sehr schlecht aus.“ —

„Ja, ich käme auch gern. Nirgends lernt man einen solchen Verlust so sehr im rechten Lichte ansehen, wie im Hause Deiner Großeltern. Ich denke immer noch mit Vorliebe an meinen Aufenthalt bei Euch zurück, an die Güte Deiner Großmutter, an das patriarchalische Leben im alten Hause, an unsere gemeinsamen Studien auf der Terrasse, an den Wahlspruch über Deiner Zimmerthüre: Mit festem Muth, Thu' was gut! — den Du Dir als dreizehnjähriges Mädchen gewählt hast. Sagtest Du nicht so? Sieh her, Marie Louise!“ —

Er streifte sich einen goldenen Ring vom Finger und reichte ihn ihr, und sie nahm ihn ruhig und las die eingravirten Worte: Mit festem Muth, thu' was gut.

So standen sie neben einander — unter ihnen der Tod, rings um sie her blühendes Leben. Ein von der Mauer hängender Hollunderzweig streifte leicht, wie lieblosend des Mädchens zarte Wange, als sie den Ring zurückgab. Er zögerte ihn zu nehmen.

„Wenn Du ihn doch behieltest, Marie Louise!“

„Weshalb?“ fragte sie ruhig, „meinen Wahlspruch trage ich im Herzen, es ist nicht nöthig, ihn in Gold zu schreiben.“

„Nicht an ihn sollst Du denken, wenn Du den Ring ansiehst, sondern an mich!“

„Ich denke oft an Dich. Die Erinnerung ist überflüssig.“

„Doch nicht in dem Sinne, wie ein Ring ihn fordert . . . ahnst Du denn nicht, Marie Louise, wie schwer es mir wäre, fortzugehen und Dich zurückzulassen, frei, ungebunden, ohne ein Wort, welches mir sagt, daß ich Dir mehr bin als Andere? Ahnst Du denn nicht, was ihr letzter Wunsch war, was sie so gern noch erlebt hätte?“

Ein leichtes Roth färbte ihr Gesicht.

„Magnus! heute, an dieser Stelle, zu dieser Stunde!“ sagte sie streng und blickte ihn zürnend an.

„Gerade heute und gerade hier! Wie ich Dich so stehen sah, war mir's immer als hätte sie Dich geschickt, ein Lichtstrahl in dieser Dunkelheit! Marie Louise, ich will kein Versprechen, kein bindendes Wort, nur wissen möchte ich, ob ich alle Hoffnung aufgeben muß, oder ob ich wagen darf, dereinst zu schicklicher Zeit wiederzukommen und meine Bitte auszusprechen?“

Sie blickte ihn erwägend an.

„Das ist eine ernste Sache, Magnus, auf welche ich niemals im Stande wäre, augenblicklich entscheidend zu antworten. Du weißt, ohne daß ich Dir dies erst zu versichern brauchte, daß ich Dich sehr hoch stelle. Zu Dir kann ich aufblicken, während ich auf die meisten anderen jungen Männer herablicke. Ich fühle, daß Dein Geist mir überlegen ist und das giebt Vertrauen und Zuversicht. Aber ehe ich Dir eine so wichtige Frage beantworte, muß ich mich lange, ernstlich prüfen und Alles erwägen. Handelt sich's doch ums ganze Leben. Du weißt, es ist mein erster Wunsch, immer das zu thun, was meine Pflicht ist. Ein großes, schweres Bedenken kommt mir schon jetzt in den Sinn, wie viele mögen noch folgen! Ich würde nie in der großen Welt

leben. Du hast mich mit Deiner Mutter verglichen aber ich glaube, ich bin aus festerem Stahl. Sie ertrug geduldig, was ihr Gatte von ihr forderte, ob sie gleich nie Befriedigung fand im nichtigen, eitlen Getriebe, in das ihre Stellung sie hineinzog. Ich würde nie gegen meine Grundsätze handeln, und da ich ein solches Leben für ein Unrecht halte, das wir an uns selbst, an unserer kostbaren Zeit, an unseren höchsten Pflichten verüben, so wird mich weder Menschenfurcht noch Menschenliebe dazu vermögen, in dies Unrecht zu willigen. Ich bleibe in Ravenhorst und verlasse meine alten Großeltern nicht. Sie haben mich erzogen und ich bin ihnen Dank schuldig. Sie brauchen junge Kräfte, welche ihnen helfen, des Lebens Last tragen. Wer mich — heirathet, muß ihnen ein Sohn werden, im vollsten Sinne des Wortes. Nur unter dieser Bedingung kann ich einwilligen. Siehe, nun habe ich Dir ehrlich meine Meinung gesagt . . . und vielleicht wirst Du es nun sein, der die längere Zeit zur Ueberlegung braucht. Denn Du müßtest sehr viel opfern — Deinen Ehrgeiz und Deine Freiheit.“

Es entstand eine Pause. Sie gingen zusammen langsam über den Kirchhof. Endlich sagte Magnus:

„Wenn ich einen Augenblick zögerte, so geschah es, weil ich zuerst an meinen Vater dachte. Was mich betrifft, Marie Louise —“ und er führte ihre Hand an seine Lippen, „so ist jedes Deiner Worte mir so aus der Seele gesprochen, daß ich wünschte, es wäre Alles schon so, wie Du begehrt. Mich fesselt kein anderer Ehrgeiz als der, immer das Beste zu erstreben, es sei klein oder groß. — Ich kehre jetzt nach Petersburg zurück, aber ich werde in einem halben Jahr wiederkommen und mein Lebensglück aus Deiner Hand empfangen.“

---

### Drittes Kapitel.

---

Die Saison war auf ihrer Höhe. Abends funkelten die Palais, die Theater, die Ballsäle, die hundert kleinen und großen, volksthümlichen und vornehmen Vergnügungsorte der deutschen Kaiserstadt im hellsten Glanze. Schmetternde Musik drang aus dem Innern des Circus, wiegende Walzermelodien aus all den glänzenden Privathäusern, vor denen sich die Wagen anstauten. Der Schnee knisterte und die Luft war scharf, wie ein geschliffenes Messer und am Nachthimmel blitzten und flackerten die Sterne, als schüttelten sie ihre goldenen Köpfe über das Treiben der verkehrten Welt, die gerade dann tanzt und jubiliert und sich in Champagner berauscht, wenn der Arme friert und hungert und die Christenheit die ernste, erwartungsvolle Pause

zwischen den beiden größten Kirchenfesten in Ruhe und Nachdenken begehen sollte. Ist es nur Gedankenlosigkeit oder Widerspruch, was uns veranlaßt, die dunklen Nächte in Tageshelle, die Eisblumen in Frühlingsgärten zu verwandeln.“

„Mein Himmel, Heß, Du philosophirst ja ganz à la Treffenbach!“ sagte ein kleiner, brünetter Ulanenoffizier, welcher an der Seite eines auffällig hohen, breitschultrigen Herrn im feinsten Civil, durch die hellerleuchteten Straßen schlenderte und von Zeit zu Zeit einen Blick in die künstlerisch und verführerisch geordneten Schaufenster warf — „und ich muß gestehen — gab garnicht recht andächtig Acht auf Dein Gemurmel! War damit beschäftigt, mich bei meinem raisonnirenden Magen, wegen des schlechten Diners zu entschuldigen, welches ich ihm bei Rickows zumuthete. Abominable. Nicht? Alte Mustern. Miserable Sorte Sekt.“

„Störe mich nicht durch so triviales Geschwätz in meinen tiefgehenden Reflexionen,“ sagte der Andere feierlich und drehte seinen langen Schnurrbart, welcher sich unter der kühn geformten Adlernase abwärts bog, was dem schmalen Antlitz einen fast melancholischen Anstrich gab, der gar nicht zu Blick

und Stimme paßte. „Ich bin nicht in der Stimmung mich über eine unverdauliche Pastete zu erboßen. Betrachte doch diesen Sternhimmel, junger Mann, und dann sprich noch von Mustern! Es ist ein Winterabend, wie wir ihn uns in St. Petersburg nicht schöner wünschen konnten, wenn wir auf der beleuchteten Nawa Schlittschuh liefen und Treffenbach meine verwirrten Fantastien über hübsche Frauen durch das Bild einer Marie Louise von Plattow korrigirte.“

Der kleine muntere Lieutenant fingirte einen Schüttelfrost.

„Brr! . . .“ sagte er, „sahst Du sie schon?“

„Noch nicht. Bin kolossal neugierig. Ist sie schön? Hierüber hat mir Freund Magnus nie ein Wort gesagt. Das sei Nebensache, meinte er. Ach, Ihr Sterne — Nebensache!“

Augenscheinlich schmeichelte den Lieutenant die Thatsache, daß er etwas gesehen habe, was dieser Mann noch nicht kannte.

„Gestern sah ich sie,“ versetzte er wichtig, „schön? Nun weißt Du, Heß, ich bin da ein — ein erwünscht scharfer Kritiker.“

Mit einem unbeschreiblich mild spottenden Blick sah Heß von der Seite auf seinen Gefährten herab.

„Weiß schon, lieber Schladen, so lasse nun Dein werthvolles Urtheil vom Stapel.“

„Nun also — schön, ja — meinetwegen — aber von Eis.“

„Wo sahst Du sie?“

„Bei Präsident Bellwitz. Offen gesagt, es war nur ein Augenblick. Du weißt, die Bellwitz ist ihre Tante. Ich machte dort gerade Visite, da kam sie. Seit zwei Tagen sind sie in der Stadt wegen eines Augenleidens des alten Herrn von Plattow, der im Begriff ist, zu erblinden. Er braucht eine Kur oder wird operirt. Fräulein Rhona hat mir das Alles erklärt, aber ich werde nie klug aus der Verwandtschaft. Wo steckt denn aber der Treffenbach? Hatte noch garnicht das Vergnügen, seit Ihr aus Petersburg zurückkehrt.“

„Der sitzt in seinem Zimmer und studirt, vermuthe ich, indessen ich herumflanire und alte Freunde auffuche. Drei Jahre sind eine ewig lange Zeit. Kleine Mädchen werden zu Balldamen in der Zeit, die kleine Bellwitz muß niedlich geworden sein.“

„Charmant!“ betheuerte Schlacken, mit der Hand auf dem Herzen.

„Edmund, Edmund, das klingt gefühlvoll. Wie geht es meiner alten Gönnerin, der Excellenza Menardi?“

„Mein Himmel, woher kennst denn Du sie?“

„Machte ihre Bekanntschaft vor Jahren in Venedig, wo sie großes Haus machte und La Beatrice protegirte, weil, wie sie immer sagte, eine Schauspielerin von so gutem Ruf mehr zu achten sei, als eine Carmeliterin. Was stellt sie denn hier an?“

„Ah, Du mußt hin. Man unterhält sich vorzüglich bei ihr, aber man muß freilich immer darauf gefaßt sein, den wunderlichsten Leuten zu begegnen. So figurirte kürzlich ein Lokomotivführer der Pacific-Eisenbahn in ihren Salons, der den Zusammenstoß zweier Züge verhindert hatte und vor einer Woche stellte sie uns einen gewissen Zimmermann August Stark vor, der kürzlich in allen Zeitungen Spektakel machte, weil er das Glück hatte, beim Eisbruch fünf Menschen das Leben zu retten. Aber hier sind wir am Dpernhause!“

„Ah richtig, ich vergaß ganz, was uns noch bevorsteht. Also sie ist jetzt hier! Auf wie lange?“

Schlacken zückte die Achseln.

„Weiß nicht, ob es der Direktion gelingen wird, sie dauernd zu fesseln . . . sie soll kolossal anspruchsvoll sein.“

„Königinnen der Kunst haben ein Recht hierzu. Allons!“

Sie stiegen die Treppe hinauf. Heß sah nach, ob er sein Billet auch bei sich habe. Schlacken musterte durch sein Augenglas die sich um den Billetverkauf drängende Menschenmenge, die noch auf Plätze hoffte, indessen die Stimme des Billeteurs höflich wiederholte: „Ausverkauft, meine Herren. Ausverkauft.“

Vor dem Spiegel der Garderobe brachte Heß seine Kravatte in Ordnung und der Spiegel reflektirte einen tadellos frisirten, aschblonden Kopf mit hellen, scharfen Augen und sympathischem Ausdruck. Leider verdeckte der große Schnurrbart das gutgelaunte Lächeln, es gab Leute, die den Grafen Armin von Heß für einen ernsten, melancholischen Mann hielten.

Der Schließer öffnete ihnen die Thür und sie traten herein in den Glanz und Schimmer des überfüllten Hauses. Die Ouverture schloß eben mit einem nervenerschütternden Schlußakkord. Dann

entstand eine erwartungsvolle Pause — der Vorhang vibrirte, als ginge er noch mit sich zu Rathe, ob er sich heben solle oder nicht. Hier und da begann, Einer aus dem Publikum erst schüchtern, dann lauter zu applaudiren, Andere fielen mit ein, der Lärm nahm zu von Sekunde zu Sekunde. Als der Vorhang endlich in die Höhe rollte, geschah es unter dem donnernden Beifalls- und Begrüßungsturm des ganzen Hauses, daß die Grundvesten zu erzittern schienen von dem brausenden Willkommen.

Sie aber, welcher dieser Empfang galt, stand inmitten einer feenhaften Scenerie, wie eine vor aller Augen aus dem Boden gestiegene, farbenreiche Zauberblume da, ruhig, halb lächelnd mit unmerklichem Neigen des Hauptes grüßend und dankend.

La Beatrice!

Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer genialen künstlerischen Auffassung, ihrer Nachtigallenstimme, ihrer persönlichen, hinreißenden Liebenswürdigkeit und Anmuth war ihr vorausgeeilt, aber sie hatte alle Erwartungen übertroffen.

Der kleine Schlacken applaudirte, daß er Gefahr lief, seine weißen Handschuhe zu sprengen. Aber er unterbrach sich schnell, die ersten Töne dieser wunder-

vollen Stimme brachen sich Bahn durch den Aufruhr und das ganze Haus, welches eben noch einer bewegten See gleich, versank in Grabesstille. Man hätte das Knistern eines Programmzettels vernehmen können, wenn eine Hand sich danach ausgestreckt hätte. Ueber die Brüstungen der Ranglogen beugten sich die Damen, um besser zu sehen. Auf allen Gesichtern lag Befriedigung — Entzücken!

Als die Sängerin geendet, erhob sich der Sturm von Neuem.

„Bewettetert schön!“ schwor Schlacken, „man kann sie doch nicht oft genug hören!“

„Sehen meinst Du, junger Heuchler,“ bemerkte Graf Heß trocken. „Wir wollen doch, entre nous, offen bekennen, daß wir von Musik gar nichts verstehen. Aber ihre Augen — ihre Augen!“

„Meinetwegen. Sieh, dort sind ja die Bellwize in der Loge. Nun kannst Du Fräulein Rhona sehen! Dort gegenüber sitzt Excellenz von Treffenbach.“

„Ah, richtig!“ bemerkte Heß, sich vorneigend, „er ist doch eine superbe Erscheinung und sieht heut Abend vortrefflich aus . . . und da heißt es, er werde wegen — wegen was gleich? — Altersschwäche? — den Abschied nehmen — müssen.“

„Um Himmels willen, Better, nicht so laut.“  
flüsterte Schladen in höchster Aufregung.

Graf Heß sah ihn mitleidig lächelnd von der Seite an.

„Wir wissen noch gar nichts;“ betheuerte Schladen „wie kannst Du solche Gerüchte in Umlauf bringen? Und dort vor uns sitzt Oberst Schlettau! Wenn der hörte!“

„Beruhige Dich, er ist ja taub.“

„Aber zu behaupten, Excellenz sei höheren Orts in Ungnade gefallen. Kein Wort davon wahr. Schwör Dir.“

„Dich werden sie gerade dazu gerufen haben,“ lächelte Graf Heß freundlich, „aber genug hiervon. *Retournons à nos moutons.*“

„Die Beatrice kann Dir sehr verbunden sein, im Fall Du sie hiermit meinst,“ murmelte der gekränkte Schladen.

„Wir wollen uns nicht zanken, Edmund,“ sagte Heß väterlich, „dazu habe ich Dich nicht erzogen.“

Der gutmüthige Schladen mußte lächeln, trotz seines Mergers.

Nach dem ersten Akt gingen sie Beide, die Bellwizens zu begrüßen, eine aus Vater, Mutter und Tochter bestehende Familie. Der einstige Herr Regierungspräsident war ein kleiner Mann, der sein harmloses Naturell unter einer sehr wichtigen Miene verbarg. Die Konversation überließ er seiner korpulenten, lebenslustigen Frau. Die Tochter galt für einen der Sterne dieser Saison. Sie war klein, fein, brünett und sehr rosig. Sie schwatzte endlos mit Schläcken über Bälle, Quadrillen zu Pferd, Schlittschuhlaufen und Skatingrink und vergab ihm für die nächsten vierzehn Tage ein Duzend Tänze, welche er sich alle sorgfältig notirte. Er fragte bei dieser Gelegenheit, ob auch Fräulein von Plattow die Saison mitmachen werde.

„Meine Cousine?“ Das bezweifle ich. Sie nennt Bälle und Schlittensfahrten eine Narrheit kindischer Thoren.“

„Wie war das, gnädiges Fräulein?“ fragte Graf Heß.

„Nun gerade wie ich sagte. Ich führte nur ihre eigenen Worte an.“

„Rhona fürchtet sich vor der strengen Cousine,“ lächelte die Präsidentin.

„Hm! Sie ist ebenso gelehrt wie Magnus Treffenbach und da soll ich mich nicht fürchten?“

„Nun, Graf Heß, Sie sind ja sein Freund und Vertrauter. Wissen Sie, ob Magnus Treffenbach als Legationssekretair nach Brüssel kommt?“

„Ich setze es voraus.“

Ex bibl. univ. Tart.

„Da behauptet meine Nichte, Marie Louise, er werde seine diplomatische Laufbahn ganz aufgeben und sich auf seinen märkischen Besitz zurückziehen. Was könnte ihn hierzu bewegen? Solch ein Kopf? Solch eine Thatkraft? Das ist aber doch sonderbar, man spricht ja davon, auch der General wolle . . .? so würde also Vater und Sohn —“

„Pst!“ — machte der Präsident. Dies war, beiläufig bemerkt, das einzige Wort, welches er an diesem Abend gesprochen. Aber es war ein vortreffliches Wort. Die Mama unterdrückte sogleich ihre Vorliebe für „kleine Plaudereien“ und man begann über Wagnersche Musik zu reden.

Als dann der Vorhang aufging, empfahlen sich die beiden Herren und verließen das Theater.

„Er gefällt mir riesig, dieser Graf Heß,“ sagte Rhona Bellwitz, ihr Opernglas wieder auf die

Bühne richtend, „so comme il faut und dabei so lustig.“

„Ja, ja,“ sagte die Mama zerstreut.

Der also Belobte hatte sich unterdessen von seinem jüngeren Vetter getrennt und ging nach dem nächsten großen Hotel, um hier zu soupiren. Der Speisesaal war hell erleuchtet, aber fast leer. Nur in einer Ecke, an einem runden Tisch saßen drei Personen, welche sich halblaut unterhielten. Er studirte die Speisekarte und hätte schwerlich auf das Gespräch geachtet, wenn nicht der Name Treffenbach wiederholt vorgekommen wäre. Jetzt sah er unwillkürlich hin. Die eine Dame wandte ihm den Rücken, aber sie war diejenige, welche am meisten sprach. Der alte Herr und die alte Dame, welche sich trotz vornehmer Haltung durch ein je ne sais quoi in der Kleidung und Sprache als Besucher „aus der Provinz“ verriethen, hörten erwägend zu.

„Wenn der Doktor das wirklich sagt,“ ließ sich jetzt die klare, sonore Stimme der Sprecherin wieder vernehmen, „so wird uns nichts anderes übrig bleiben als bis zum März in der Stadt zu bleiben.“

Die alte Dame antwortete etwas Unverständliches. Wieder erhob sich die gedämpfte und doch

so durchdringende Stimme: „Du hast ganz Recht Großmama. Um Euretwillen, werde ich Allen, die da sagen, Marie Louise fürchte sich in die Welt zu treten, weil sie sich unsicher fühle, diese spöttische Behauptung widerlegen. Was mich betrifft, so ist es mir vollständig gleichgültig, was die Leute über mich reden. Ich werde die Gesellschaften, die ich nicht vermeiden kann, besuchen. Ich könnte dies umgehen, indem ich sagte, daß ich noch um Tante Louise trauere, aber dies wäre eine Unwahrheit, zu der ich mich nicht erniedrige. Thatsache ist, daß ich vor einer Woche, ehe wir noch diese Reise beschlossen hatten, die Trauer ablegte. Das thut mir jetzt leid, ist aber nicht zu ändern.“

Wieder sagten die beiden Alten etwas, das nur als Gemurmel an sein Ohr schlug. Etwas ungeduldig erwiderte sie:

„Mit Rhona werde ich mich nie befreunden. Sie ist oberflächlich, vergnügungsfüchtig und hat kein höheres Interesse, als eine Extratour. Ich gebe zu, daß sie noch Eine der Besten ist, denn sie ist gutmüthig, ohne Neid und würde nie eine Intrigue spinnen. Freilich würde hierbei auch nicht viel herauskommen.“

In diesem Augenblick kam ein Herr durch den Speisesaal, ging dicht an Heß vorüber, stuzte dann und grüßte.

„Ah, guten Abend, Treffenbach,“ sagte Graf Heß auffspringend, „endlich bekommt man Dich zu sehen.“

„Ich wollte mich nach dem Ergebniß der ersten Konsultation erkundigen.“

„Wolltest Du mich sodann wohl vorstellen?“

„Gern. Komm mit mir.“

Sie traten an den Tisch und jetzt sah sich Graf Heß vis-à-vis der jungen Dame, deren Antlitz zu sehen er so neugierig war. Es war vom Gaslicht überstrahlt. Ihre klaren, weitgeöffneten Augen maßen ihn so prüfend, so kühl, wie selten eine hübsche Dame diesen verwöhnten Mann betrachtet hatte.

„Liebe Marie Louise,“ sagte Treffenbach, „dies ist mein bester Freund.“

„Das genügt,“ sagte sie und reichte ihm mit Würde die Hand. Graf Heß küßte diese Hand. Sie schien das natürlich zu finden.

„Sein Freund, sein Schüler, sein Schatten,“ sagte er dabei, „ich bitte, mich als solchen gnädig anzusehen.“

Wenn Malice in diesen Worten lag, so bemerkte sie dies nicht. Sie war geneigt von einem Freunde Magnus Treffenbachs das Beste zu denken.

Das Gespräch wurde bald allgemein und sehr lebhaft. Fräulein von Plattow sprach gut, durchdacht und mit einer Offenheit, die Hef höchlich amüsirte. Sie hätte eine Anspielung, geschweige denn ein unwahres Wort für eine Sünde gehalten und machte daher, wenn dazu aufgefordert, kein Hehl aus ihren Ansichten über die Lüge und Falschheit der großen Gesellschaft, das leichte Geschwätz der jungen Herren, die Gedankenlosigkeit der Frauen. Andererseits erkannte sie Alles rühmend an was in der letzten Zeit geschah, um großen Mängeln abzuhelpfen. In seinem ganzen Leben hatte Graf Hef noch nicht soviel über innere Mission gesprochen, wie an diesem Abend. Aber er konnte so ziemlich über Alles sprechen und er betrachtete sie, wie eine interessante Studie, wohl wissend, daß ein ab und zu hingeworfenes Wort des Widerspruchs oder der Zustimmung das beste Mittel sei, um ihre Ansichten herauszulocken.

Plattows hatten in diesem Hotel Wohnung genommen, obgleich die Bellwikens sie sehr dringend

gebeten hatten, doch bei ihnen zu wohnen. Aber das Augenleiden des alten Herrn und die Kur, welche er zu brauchen genöthigt war, machten große Ruhe nothwendig und die war im Hause des Präsidenten nicht zu haben.

Graf Hefß ließ es sich nicht nehmen, den alten, halbblinden Mann die Treppe hinaufzuführen, eine Höflichkeit, die ihm das Herz der Großmama Plattow gewann und auch von Marie Louise anerkannt wurde. Man trennte sich und Hefß begleitete seinen Freund nach der Treffenbach'schen Wohnung.

„Was sind Deine Pläne, Armin?“ fragte ihn Treffenbach unterwegs, nachdem Beide zuerst schweigend hingegangen waren, Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

„Ich warte noch auf Briefe meines Vaters. Der alte Herr besinnt sich, ob er seinen lieben Jungen bei diesem theuren Berufe des eleganten Nichtsthuns lassen soll.“

„Wie wär es, wenn ich Dich für die Stelle in Brüssel vorschläge?“

„Was? Du nimmst sie nicht? Du willst wirklich zurücktreten?“

„Wahrscheinlich.“

„Treffenbach, Du bist seit einiger Zeit enorm reservirt gegen mich. Ich erfahre nichts und dabei hast Du die Stirn, mich als ‚Deinen besten Freund‘ vorzustellen.“

„Morgen sollst Du Alles erfahren.“

„Gut! Morgen breche ich in Dein Studirzimmer und hole Dich zu einem ordentlichen Spazierritt ab. Dir stehen natürlich die Reitpferde Sr. Excellenz zu Gebote . . . diese dunkelbraune Stute ist übrigens ein Bonbon.“

„Montrésor? Sie ist mein spezielles Eigenthum. Das letzte Geschenk meiner seligen Mutter. Sie wünschte, ich solle sie nach Brüssel mitnehmen. Sehr schöne Gänge.“

„Niesig figurant. Gestern noch ritt . . .“ Graf Heß stockte plötzlich, „der Tausend“ sagte er dann lachend, „es ist hier glatt. Ich wäre beinahe ausgeglitten! Aber hier sind wir ja in der Wilhelmstraße und ich muß Dir wohl Gutenacht wünschen!“

Sie schüttelten sich die Hände und er kehrte um und ging allein zurück.

Die von den Theatern heimführenden Wagen rollten unablässig an ihm vorüber. Noch einmal, im Morgengrauen, wenn die Lichter in den Ball-

fälen verlöschen, ergießt sich dieser Strom durch alle Straßen . . . Die Welt hat sich müde gehüpft, müde gesprungen und nun erst beginnt die Nacht und die Ruhe.

Graf Heß ging, die Hände in den Pelztaschen seines Ueberrockes wärmend, gedankenvoll seines Weges.

„Die Starrheit kindischer Thoren! War's nicht so? Ich glaube. Sie ist mehr werth als ein Mosersches Lustspiel. Die Starrheit kindischer Thoren!“

---

## Viertes Kapitel.

---

In der glänzenden Wohnung des Generals von Treffenbach war seit dem Tode der Hausfrau nichts verändert worden. In ihren Salons stand noch Alles, wie sie es verlassen hatte, die Flügelthüren blieben geöffnet und Excellenz durchschritt täglich diese Räume voll blau seidener Polstermöbel und kostbarer Oelgemälde. Er blieb wohl auch im Gespräch mit einem Freunde vor dem Mittelfenster stehen, blickte in die Straße hinab und stützte die Hand auf das zierliche, braune Nähtischchen, an welchem sie immer gefessen und gearbeitet hatte, emsig, emsig, so daß die fleißigen Hände nimmer ruhten und von diesem Tischchen alljährlich hundert warme Strümpfchen, Jäckchen und Röckchen ausflogen, wohin? das erfuhr Niemand, denn es fragte

Niemand danach. Es war nur bekannt, daß die Mama immer so fleißig sei! Und wer sie hier aufsuchte und bei ihr sitzend ein Stündchen verbrachte, der ging auch immer reicher nach Hause, als er gekommen.

Die Aufsicht über das Hauswesen war jetzt völlig in Fräulein Emma's Hände übergegangen. Dies Fräulein war eine arme Verwandte der verstorbenen Generalin. Ihre Mutter war eine Plattow gewesen, welche eine sehr thörichte Heirath gemacht hatte, die mit Elend endete. Sie hatte sich nämlich in einen „russischen Grafen“, eine Badebekanntschaft verliebt und entdeckte zu spät, daß er weder Graf noch Russe war, sondern ein, wegen Verdacht des Unterschleifs aus einem großen Kaufgeschäft entlassener Schreiber. Dieser lief mit ihrem Gelde davon nach Amerika und ließ sie und das Kind in Armuth und Jammer zurück, was sie nicht lange überlebte. Dieses Kind war ein armes, von der Natur bescheiden ausgestattetes Geschöpf. Niemand wollte sich desselben annehmen, die Plattows schon am wenigsten, denn die konnten es nicht vergeben, daß eine ihrer Louisen sich an einen Schwindler fortgeworfen hatte. Endlich hörte die Generalin

Treffenbach von dieser Verwandten, die bei Fremden zur Aschenbrödelrolle verdammt war, ließ sie kommen, überzeugte sich von ihrer Herzenseinfalt und behielt sie all diese zwanzig Jahre bei sich. Jetzt war es bereits undenkbar, sich das Haus ohne sie vorzustellen. Ihre lange, flache Gestalt, ihr gefühlvolles, stets geschwollenes Gesicht vom schwarzen Seidentuch umrahmt, gehörte nun einmal mit ins Ganze. Obwohl sie anscheinend weich wie Wachs war, so verstand sie sich doch besonders gut darauf, die Dienerschaft in Zucht zu halten und frische Kräfte zu dressiren. Denn sie wußte garwohl, was dem Hause den vornehmen Anstrich giebt: weit weniger der Frack des Hausherrn, als der des Kammerdieners! Gene kleinen Pflichten, welche sich die Generalin vorbehalten hatte, waren nun auch ihr anheimgefallen und da diese Thatsache sie ungemein rührte so erhielt der General während der ersten Wochen, seinen Suppenteller und seine Kaffeetasse nur unter den strömenden Thränen des Fräuleins, eine Zugabe, die er mit Gelassenheit ertrug.

Dies vortreffliche Frauenzimmer hatte nur einen großen Wunsch und das war das verzeihliche Sehnen, es möge ihre Gesichtsfaçon ihr einmal ge-

statten, sich photographiren zu lassen. Bisher war dieser Wunsch unerfüllt geblieben, was sie aber nicht verhinderte, immer wieder neue Pläne zu machen und im Geiste wohlgelungene Porträts an treue Freundinnen zu vertheilen. Fräulein Emma hatte eine mit viel Thränen gemischte Freude, als sie ihren lieben jungen Herrn Gesandtschaftsattaché wieder im Hause verpflegen und mit ihm über alte Zeiten reden konnte. Sie verstand die schmerzlichen Empfindungen, mit denen er zu kämpfen hatte, als er zum ersten Mal wieder durch alle die altvertrauten Räume schritt, denen die Seele fehlte!

Baron Magnus hatte in diesem Hause seine eigenen Zimmer, welche immer für ihn reservirt blieben und das machte ihm die Wohnung zum Elternhaus, zur Heimat. Seine Stuben waren klein, aber gerade so, wie er es liebte. An das Schlafzimmer schloß sich ein charmantes Studirkabinet, mit rothjuchtenen Sesseln und hohen polirten Bücherstellagen. Auf dem großen Schreibtisch hatte er gleich nach seiner Ankunft alle seine mitgebrachten Bücher geordnet, das heißt, in einer, dem Laien unbegreiflich erscheinenden chaotischen Wirrnis aufgestapelt und ausgebreitet, und an diesem Schreibtisch

hatte er auch all diese Tage gefessen, blind und taub für die Außenwelt, nicht ahnend, was da vorging, was gesprochen und besprochen ward!

„Mein alter Junge,“ sagte der General, indem er blitzend und flirrend, wie ein Kriegsgott im Festschmuck in dies stille Sanctuarium trat, „jetzt muß ich Dich aus Deinen Studien reißen, denn ich habe mir eine freie Morgenstunde für Dich geschafft. Nun laß uns ein Wort über Deine Zukunft sprechen. Mit Deiner Wahl bin ich vollständig einverstanden. Nun erbiete ich mich den alten Herrschaften heute meinen Besuch zu machen und die Sache ins Reine zu bringen.“

Treffenbach war aufgesprungen, um seinem Vater einen Sessel hinzuschieben. „Ich danke Dir bestens,“ sagte er, „es war ohnehin meine Absicht, heute eine Entscheidung herbeizuführen.“

Der General setzte sich, und spielte auf der Tischplatte einen Marschtakt. „Du nimmst die Sache recht ruhig, mein lieber Magnus . . . fast ein wenig zu ruhig. Gestehe! Sind Dir etwa in diesen sechs Monaten andere Gedanken gekommen?“

„Mir? In Bezug auf Marie Louise?“ fragte Treffenbach mit so unleugbarem Erstaunen, daß sein Vater beruhigt ausrief:

„Schon gut! Schon gut! Ich sehe schon, ich irrte mich! Nun ist die nächste Frage also, kommst Du nach Brüssel oder nicht?“

„Ich muß Dir meine Absicht mittheilen, die diplomatische Laufbahn ganz aufzugeben.“ Er sagte das mit einiger Anstrengung, er wußte, daß dies dem Vater sehr unlieb sein werde.

„Aufgeben? Und statt dessen?“ fragte der General betroffen.

„Ich habe Belzin geerbt und erhalte durch meine Heirath dereinst Ravenhorst, eine sehr große, sehr sorgfältig verwaltete Besitzung. Marie Louise wünscht, daß ich ihren Großeltern diese Sorge abnehme und es liegt in meinem eigenen Interesse, mich bei Zeiten mit diesem Beruf vertraut zu machen.“

„Aber bester Freund, Du könntest die Administration von Ravenhorst, mit Hülfe tüchtiger Beamten, von Peking aus leiten! Ist das wohl ein Grund, um eine glänzende Karriere an den Nagel zu hängen?“

„Ich taugte nicht zum Diplomaten.“

„Thorheit, Du mit Deinen Fähigkeiten taugst zu Allem!“

„Lieber Vater,“ sagte Treffenbach nach einigem Nachdenken, „es führt zu nichts, hierüber zu disputiren. Ich bin entschlossen Marie Louissens Hand zu erhalten, und das kann ich nur unter dieser Bedingung.“

„Ah!“ rief der General, „das ändert freilich die ganze Sache!“

„Kannst Du es ihr denn verdenken,“ fuhr Treffenbach ruhig fort, „daß sie ihre alten Großeltern nicht verlassen will und nur unter dieser Voraussetzung in eine Heirath willigen kann, daß ihr Gatte denselben die Sorgen und Mühen des Lebens abnimmt und wie ein Sohn an ihnen handelt? Ist das nicht natürlich?“

„Lieber Junge,“ lachte Excellenz, „ob ich ihr das verdenke oder nicht, davon ist gar nicht die Rede. Genug, sie verschenkt ihre Hand nur für diesen Preis. Du aber bist in sie verliebt und willst diese Hand gewinnen — — mein Sohn, da hört alles Disputiren, da hört väterliche Autorität und kaltblütige Berechnung auf. Ich verliere also kein Wort mehr hierüber, denn wo die Liebe regiert

sind Worte überflüssig. Heute Nachmittag sollst Du Antwort ihr haben und damit basta!“ —

„Ich danke Dir, daß Du mir die Sache so leicht machst, Vater.“

„Ich füge mich der unerbittlichen Nothwendigkeit,“ versetzte er lächelnd, „aber dabei bleibe ich: es thut mir herzlich leid um Deine verschmerzten Lorbeern! Du hättest Dir dereinst einen Namen machen können!“

„Vielleicht,“ sagte Treffenbach zögernd, „wird mir das einen besseren Namen machen, als einige geistreiche diplomatische Notizen!“

Und er legte seine weiße, schlanke Hand auf sein Manuscript.

„Laß sehen!“ sagte der General und griff auf's Gerathewohl nach einem der aufgethürmten Bücher.

„Der Koran!“ sagte er verwundert, „Mensch, willst Du Türke werden? Und hier der Talmud und dort gar eine alte indische Götterlehre? Humboldt, Plato und Homer sind von Deinem Tisch verschwunden. Was soll das heißen?“

„Daß ich meine freie Zeit einer Arbeit widmete, die höhere Ziele verfolgte, als die Erforschung der Natur oder des klassischen Alterthums.“

„Ei, so laß hören!“

„Ich sammelte Beweise dafür, daß die christliche Religion nicht nur die vollkommenste Offenbarung des höchsten Willens ist, sondern auch die Wahrheit, in welcher alle andern Lehren zusammenfließen, wie die Strahlen zu einem Stern! Alle heidnischen Religionen sind die Versuche, Gott zu finden. So geht durch all die Zerrbilder blutiger, kannibalischer Ceremonien derselbe Gedanke, einen Schöpfer zu versöhnen mit der abgefallenen Schöpfung. In Moses finden wir den größten Repräsentanten dieser Lehre. Im vergeblichen Ringen nach diesem Ziel sind Völker untergegangen und aus ihrer Asche neue Geschlechter erstanden mit neuen Auffassungen und neuer Weisheit und haben auf neue Art das ewig alte Räthsel zu lösen gestrebt. Welches hohe Interesse diese Studien für mich hatten, kannst Du Dir denken. Schon auf der Universität begann ich sie. Schritt vor Schritt bin ich mitgegangen, durch die Finsterniß der Jahrhunderte. Ich habe hier und da helle Lichtfunken aufblitzen sehen, ich habe menschliche Weisheit bewundert und mich über menschliche Blindheit verwundert. Ich habe erwartungsvoll vor der verschlossenen Thüre des Geheimnisses gestanden,

sei es im Tempel der Isis, sei es in der philosophischen Schule der Griechen! Und wenn die Thüre sich aufthat, war es abermals ein Irrthum, denn die gefunden geglaubte Offenbarung des wahren Gottes wurde bald durch eine neue Entdeckung verdrängt. So bin ich langsam vorgeedrungen, immer vergleichend, immer prüfend, bis zu der Ueberzeugung, daß in der christlichen Religion alle Fäden zusammenlaufen, daß ihr Stifter die Personifikation der göttlichen Wahrheit, der erstrebten Versöhnung, der gesuchten Unsterblichkeit ist! — — Und nun,“ schloß der Sprecher nach einigem Nachdenken, „nehme ich die alten Heiden, die Juden, die Muhamedaner zur Hand, stelle sie zusammen und beweise aus ihnen die Wahrhaftigkeit ihres gemeinsamen größten Feindes!“

Während dieser Rede seines Sohnes hatte Excellenz ruhig, mit erwägender Miene dagelassen. Er hatte kein Spottlächeln dafür, hinter welchem sich meist Unwissenheit verschänzt. Er war ein Mann, den mannigfache Interessen und ernste Studien aller Art, auf die Höhe erhoben hatten, auf welcher er stand. Ohne gerade ein Gelehrter zu sein — außer im speziellen Fach der Kriegswissenschaft — hatte

sich der General nun immer bemüht, jede Gelegenheit zu benutzen, um sich gründlich zu orientiren. So hatte er viel gelesen, viel gedacht und war auf vielen Gebieten heimisch. Er begriff die Befriedigung, welche diese Arbeit seinem Sohne gewähren mußte, aber trotzdem erschien ihm die Sache nur wie eine ziemlich unfruchtbare, im besten Fall geistreiche Spielerei.

Aber das wird er nicht aussprechen. Zwischen Vater und Sohn herrscht jene zartfühlende Liebe, die Kränkungen vermeidet, weil es Jedem unerträglich wäre, dem Andern wehe zu thun. Er lächelte also nicht mitleidig, sondern ließ sich in eine ernsthafte Debatte ein. Hierzu aber war Magnus immer bereit, denn er schärfte seine Waffen gern im Streit und er kämpfte mit Niemand so gern, wie mit diesem Mann, dessen Ueberlegenheit er anerkannte. Es war eine stolze Genugthuung, ihm ein Zugeständniß abzunöthigen. Auch der General hatte seine Freude an der schlagfertigen Denkkraft, dem umfassenden Wissen seines Sohnes. Er wurde manchmal hitzig. Magnus nie. Immer diese besonnene Ruhe, die, wie sein Vater mit Bedauern dachte, ein so kostbares Material zu einem höheren

Offizier abgegeben hätte! Während sich Vater und Sohn mit Hochgenuß diesem Kriegsspiel hingaben, kam ein junger Mann in feinstem Reitanzug die breite Treppe herauf, klingelte und stand, ungeduldig mit der Gerte an die hohen Stiefel schlagend, vor der Thüre.

Eine Ordonnanz öffnete, auch Friedrich erschien, sowie er die Stimme des Angekommenen vernahm.

„Der Herr Graf!“ sagte er und sein breites, rothes Gesicht glänzte, denn Friedrich war ein Belziner Kind und ein noch ungeschliffener Edelstein.

„Friedrich!“ ließ sich auch alsbald im Hintergrund eine halb verweisende, halb klagende Stimme vernehmen, „sichst dich das wohl, den Herren mit einem Arm voll schmutziger Servietten entgegen zu laufen?“

„Es ist der Herr Graf Heß!“ stotterte Friedrich, als läge hierin eine Erklärung.

„Freilich ist er's!“ sagte der Bekommene lustig, „Und das genügt! Sie sind wirklich zu streng mit dem armen Friedrich!“

Fräulein Emma seufzte hörbar im Hintergrund.

„Kommen Sie doch zum Vorschein, Fräulein Emma. Wo in aller Welt stecken Sie?“

„Ich kann mich wirklich nicht sehen lassen, Herr Graf,“ und die Spalte in der Thüre wurde noch kleiner.

„Aber warum denn nicht?“

„Ich bin ein wenig geschwollen, Herr Graf.“

„Gütiger Himmel, wie wird's da mit der Photographie, die Sie mir vor drei Jahren versprachen?“

„Der Herr Graf belieben zu scherzen . . . ach, immer, immer Derselbe! Wie mich das an alte Zeiten . . .“ und Fräulein Emma begann hinter ihrer Thüre zu schluchzen.

Hef ging seines Weges, wie Jemand, der in diesem Hause Sohnesrecht hat. Treffenbachs Zimmer lagen durch einen Korridor von der übrigen Wohnung getrennt, so daß er ohne besondere Anmeldung zu ihm gelangen konnte.

Sein Eintritt unterbrach die hitzige Debatte. Der General lachte, stand auf und schüttelte sich wie ein Löwe, der voll Pfeilen steckt.

„So! Es ist hohe Zeit aufzuhören, denn dieser junge Mann spielt mir schauderhaft mit!“ und sein Blick glänzte von väterlichem Stolz, „wie geht es, lieber Armin? Ich freue mich, Sie hier zu sehen.“

„Danke verbindlich, Excellenz! Ich folge nach wie vor überall und in Allem erröthend den Spuren meines Freundes, wie der Mond die Erde begleitet. Es ist dies ein geheimnißvolles Naturgesetz, dessen Ursache ich ihm überlasse zu erforschen. Jetzt melde ich, daß der Schnee draußen blizt und die Sonne scheint und daß es ein Unrecht ist, am Schreibtisch zu sitzen! Ich habe mir von meinem Better ein Pferd geholt und möchte fragen, ob Magnus mich begleiten kann?“

„Bravo!“ sagte der General, „das nenne ich einen wahren Freund.“

„Wenn es also sein muß,“ sagte Magnus mit Resignation, „so werde ich bestellen, daß Montrésor für mich gesattelt wird.“

Der General stuzte ein wenig, jedoch dann sagte er schnell:

„Das werde ich besorgen, mein Junge. Du mußt Dich doch erst umziehen und das nimmt Zeit.“

Dabei ging er fort und Treffenbach schloß seinen Schreibtisch ab und beeilte sich, mit seiner Toilette fertig zu werden. Graf Heß lehnte am Fenster und piff einen Walzer.

„War bereits bei Deinen Verwandten,“ unter-

brach er sich, „etwas früh, aber ich nahm den Vorwand, mich erkundigen zu wollen, wie der heutige Besuch des Doktors abgelaufen sei.“

„Den Vorwand? Und Dein wirklicher Grund?“ fragte Treffenbach erstaunt.

„Nun, ich habe mich, Deinem eindringlichen Rathe folgend, sogleich in Fräulein von Plattow verliebt. Das darf Dich doch nicht Wunder nehmen.“

Magnus biß sich auf die Lippen.

„Ich kann mich dieses Rathes nicht entsinnen,“ sagte er.

„Und doch hast Du sie mir stets als Ideal hingestellt, damals als ich so stürmisch in die schöne Mascha verliebt war. Der Mensch ist ein schwaches Köhricht — aber ich hatte wenigstens immer den guten Willen, den weisen Lehren Deines Mundes zu folgen. Ich predigte mir, daß nur eine Marie Louise von Plattow werth sei, geliebt zu werden! Und nun habe ich sie gesehen und ich muß sagen, sie ist auch ein Ideal. Ein Ideal der Wahrhaftigkeit. Da ist etwas in dieser Natur, was mir Ehrfurcht abnöthigt. Wenn die Welt so eingerichtet wäre, daß wir alle unsere Gedanken laut aussprechen

müßten, welches ein Kuriosum würde bei Dir und bei mir fertig! Bei Fräulein von Plattow würde diese Einrichtung nicht den geringsten Unterschied machen.“

Magnus Treffenbach runzelte die Brauen. Morgen wird er sich solche Reden schon verbitten!

„Gestattest Du mir, um sie zu werben, Magnus?“ fragte sein Freund, in bescheidenem Ton, ihn von der Seite ansehend.

„Nein!“ sagte Treffenbach kurz, „denn ich gedenke dies selbst zu thun.“

„Ja, das erwartete ich eben zu hören,“ versetzte der Andere melancholisch.

„Keine Thorheiten, Armin!“ versetzte sein Mentor streng. „Komm, wir gehen jetzt und ich werde Dir, wie ich gestern versprach, meine Zukunftspläne mittheilen!“

So verließen sie das Zimmer. Heß rasselte mit seiner Reitgerte wie ein vergnügter Schuljunge am Gitter hin, immer zwei Stufen zugleich nehmend.

Eine bunte Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern belebte alle Wege des Thiergartens. Die helle Winter Sonne hatte die Welt hinausgelockt. An den Bäumen schimmerte weißer Reif und unter den Hufen der Pferde stäubte der Schnee.

„Der Tausend, da ist ja Treffenbach!“ sagte ein, seinen hohen Fuchs tummelnder Offizier zu dem neben ihm reitenden Schlacken, „ich muß ihn begrüßen. Es ist Heß also gelungen, ihn ans Licht zu ziehen!“

Treffenbach, welcher eben sein Versprechen eingelöst hatte, sah ernst und zerstreut aus. Der Sohn Sr. Excellenz wurde mit großer Höflichkeit, Graf Heß mit großer Herzlichkeit begrüßt. Der kleine Schlacken fragte hundert Dinge und ließ doch dabei seine Blicke beständig musternd umherschweifen.

„Dort fährt der alte Drachenstein mit seinen schönen Töchtern und dort sind die Hohnaus. Mama muß wieder Geld haben, denn die Fräuleins haben funkelnagelneue Zobelgarnituren! Hast Du gehört, Heß, daß die Mettows riesige Verluste gehabt haben sollen? O weh! Da wird Fräulein Jetta wohl nicht länger so wählerisch sein! Jener blonde, poßennarbige Adonis, ist der Fürst Savizki, der sich zweimal dadurch rettete, daß er die Tochter seines Hauptgläubigers heirathete.“

„Schlacken wird boshaft!“ sagte Heß, „sagt mir nur, ob sie etwa hier ist?“

„D gewiß. Offener Landauer mit Apfelschimmeln. Sehr ‚hic!‘“

„Heß, Sie haben sich wieder verliebt!“ sagte Schlackens Kamerad.

„Ich weiß, was die Bildung verlangt,“ versetzte er würdevoll.

„Ja, wahrhaftig!“ stimmte Schlacken bei, „es gehört, auf Ehre! zum guten Ton. Man käme sich doch vor, wie ein Wilder. Die ganze Stadt liegt ihr zu Füßen. Würde es auch thun, wenn ich nicht anderweitig stark engagirt wäre. Aber Heß scheint gerade Ferien zu haben.“

„Edmund, danke dem Himmel, daß ich ein mildes Gemüth habe!“ sagte Heß feierlich und zwang seinem aufgeregten Pferde einen langsamen, majestätischen Schritt ab.

„Von wem ist eigentlich die Rede?“ fragte Treffenbach mit einem mißtrauischen Blick auf seinen Freund. Diese Unterhaltung erweckte unangenehme Erinnerungen an des Grafen Geständnisse vor dem Ritt. —

„Er spricht von der Beatrice,“ erklärte der zweite Offizier lächelnd.

„Wer ist die Beatrice?“

„Ah ça, Treffenbach! Blamire Dich nicht!“  
murmelte Heß, „entschuldigt seine Unwissenheit,  
Ihr Herren. Wir waren zu lange unter den Es-  
kimos.“

„Dort kommt sie!“ sagte Schlacken, sein Pferd  
zur Seite wendend.

Ein Wagen fuhr schnell an ihnen vorüber, zwei  
in demselben sitzende Damen erwiderten dankend die  
Grüße. Zu sehen war nichts als wehende Schleier  
und nickende Straußenfedern, aber zu hören war  
ein leises, helles, silbernes Lachen, perlend wie  
Musik und leichtherzig wie aus Kindermund.

„Eine Schönheit, das mögen die Götter wissen!“  
sagte Heß.

„Superbes Geschöpf!“ schwor Schlacken. „Spa-  
nischer oder marrokanischer Abkunft. Kolossal viel  
Race.“

„Ich glaube,“ sagte Treffenbach, der seines  
Pferdes seidige Mähne glättete, „da irren Sie. Wir  
kauften sie für englisch Vollblut.“

„Du sprichst vom Pferde, wir von der Dame,“  
sagte Heß mit resignirter Miene, „zufälliger Weise  
stimmt Deine Antwort. La Beatrice soll aus Ir-  
land stammen.“

So groß war der Respekt, in dem Treffenbach mit seinen sechsundzwanzig Jahren stand, daß weder Schladen noch der Rittmeister Schwertau wagten, dem Gelächter Luft zu machen, an welchem sie zu ersticken drohten.

Treffenbach zuckte die Achseln.

„Es bleibt sich überhaupt ziemlich gleich, sollte ich meinen,“ sagte er kalt, „sollen wir unseren Ritt nicht fortsetzen?“

„Leider sind wir gezwungen, uns zu empfehlen,“ sagte Herr von Schwertau, der nun eine Möglichkeit vor sich sah, seiner Heiterkeit ungestraft die Zügel schießen zu lassen.

Treffenbach gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. Auch er war froh von der Gesellschaft dieser „müßigen Schwäzer“ loszukommen. Graf Heß blieb an seiner Seite.

Noch einmal fuhr der Wagen mit den Apfelschimmeln an ihnen vorüber und wieder klang jenes vogelartige, zwitschernde Lachen an ihr Ohr.

Im Augenblick achtete Treffenbach hierauf so wenig, wie auf das Gespräch seiner Gefährten. Seine Gedanken wanderten dorthin, wo sie am liebsten weilten, zu seinen Studien. In späteren

Zeiten aber stand jedes der gedankenlosen Worte, die gesprochen waren, wieder scharf und klar in seinem Gedächtniß und er meinte den blauen Himmel wieder über sich zu sehen, gegen den sich das Netzwerk der feinen Baumzweige abhob, und jenes leise, sorglose Lachen klang in seinem Ohr.

---

## Fünftes Kapitel.

---

Plattows hatten in dem Hotel eine bequeme Wohnung genommen, bestehend aus zwei Salons und den erforderlichen Schlafzimmern. In dem Zimmer, welches Fräulein von Plattows spezieller Aufenthalt sein sollte, hatte ihre ordnende Hand schon Alles so gestellt und gerückt, wie es ihr lieb war. Auf dem Schreibtisch am Fenster prangten in Reih und Glied ihre Bücher. Ein großer Korb mit Arbeiten gefüllt stand auf dem Tisch vor dem Sopha. Jetzt trat sie selbst ein wenig zurück und sah sich prüfend um.

Auf einem bequemen kleinen Fauteuil, den dunklen Lockenkopf zurückgelehnt, saß Rhona Bellwig, die Gestalt von Kornblumenblauem Sammet umschlossen, einem weichen Hut auf dem Köpfcgen. Sie beobachtete ihre Cousine neugierig.

„Wie viele Bücher Du hast, Marie Louise! — Bist Du ein Blaustrumpf?“

„Bermuthlich würdest Du es so nennen,“ versetzte die Gefragte ruhig und stäubte mit einem Federbesen die Lehne eines Sessels ab.

„Sind es am Ende Romane?“

„Nimm Dir doch die Mühe die Titel zu lesen. Du hast ja gute Augen.“

„Ich fürchte mich vor den gelehrten Titeln, sie könnten mich im Traume quälen. Was denkst Du von der Liebe, Marie Louise?“

„Ich denke, daß mit diesem heiligen Wort am meisten Mißbrauch getrieben wird. Du weißt nicht, was Du fragst.“

„Wie gefällt Dir Graf Heß? Er ist ein riesig schöner Mann. Nicht? Ich will Dir eine Confidence machen. Der kleine Schlacken schwärmt für mich.“

„Ich gratulire Dir. Ihr werdet Euch gegenseitig todt schwätzen.“

„O, ich nehme ihn nicht. Fällt mir ja nicht ein. Ich habe höhere Ziele. Ich glaube, nämlich, ich muß Dir erst sagen, Cousine, daß ich sehr gefeiert werde,“ und Rhona begann zu lachen. „Komm nur heute Abend zu uns, da kannst Du das studiren.“

Ich habe augenblicklich fünf Verehrer, und aus Keinem mache ich mir das Geringste. Werdet Ihr kommen? Ich bitte darum, Ihr dürft es nicht abschlagen. Mamas Geburtstag ist heute und unsere intimsten Freunde kommen. Nur die Intimsten, versichere ich Dir. Es wird weder getanzet noch gespielt; es wird, unter uns gesagt, sträflich langweilig, aber ich glaube, das ist Dein Geschmack."

„Wenn die Großeltern aus der Klinik kommen, sollst Du Antwort haben,“ versetzte Marie Louise und sah sich noch einmal musternd im Zimmer um. Dabei fiel ihr Blick auf das über dem Sopha hängende Oeldruckgemälde und ihre gleichmüthige Miene verdüsterte sich. Das Bild stellte eine Schäferscene aus der Rokokozeit vor. In einem sehr farbenreichen Garten lustwandelten mehrere phantastisch aufgeputzte Paare. Ganz im Vordergrund versuchte ein Schäfer seine Schäferin zu küssen, die sich schalkhaft hinter einen Rosenstrauch versteckte, an dessen Dornen sein Gewand hängen blieb und zerriß. Während Marie Louise dies Bild betrachtete, zogen sich ihre Brauen drohend zusammen. Sie wandte sich zur Thüre und drückte zweimal auf die Klingel. Das Stubenmädchen erschien.

„Ich wünsche, daß dieses Bild dort aus meinem Zimmer entfernt wird!“ sagte die junge Dame in ruhig befehlendem Tone. Das Mädchen sah erst das Bild, dann die Sprecherin verständnißlos an.

„Haben Sie mich nicht verstanden? Schicken Sie mir den Hausknecht oder sonst Jemand, der das Bild herunternehmen und wegtragen kann.“

„Aber weshalb, meine Dame?“ rief das Stubenmädchen erstaunt.

„Weil es mir so beliebt.“

Ehe dies Kapitel erörtert worden war, hörte man im Korridor eine Stimme, bei deren Klang Rhona auffsprang und neugierig lauschend zur Thüre lief.

„Es ist wahrhaftig Excellenz von Treffenbach, und er fragt nach Dir — nur nach Dir! Marie Louise, Du beginnst mir fabelhaft zu imponiren. Ich werde lieber gehen um dies tête-à-tête nicht zu stören, und Sr. Excellenz Born nicht auf mich zu laden. Bedenke ich habe zwei Brüder unter ihm, und die armen Jungens wollen doch Carrière machen! Uebrigens soll, zu Dir gesagt, Excellenz oben garnicht mehr so gut angeschrieben stehen wie früher, man ahnt nicht weshalb. Adieu!“

Damit schlüpfte Rhona ins Nebenzimmer, gefolgt von dem verblüfften Stubenmädchen, welches noch einen verwirrten Blick zum verbannten Gemälde heraufwarf.

Der General kam in voller Uniform, festlich, feierlich, aber mit einem väterlich wohlwollenden Lächeln, welches sogleich verrieth, weshalb er gekommen. Er küßte ihre Hand und sie nahm das sehr ruhig hin, bat ihn Platz zu nehmen. Dann sagte sie, ihre Großeltern wären in der Klinik, müßten jedoch jeden Augenblick kommen, und fragte nach Magnus.

„Der arme Bursche sitzt in großer Spannung und Aufregung zu Hause,“ sagte der General. (In Wirklichkeit war Treffenbach von einer seinen Vater empörenden Gelassenheit gewesen), „denn er wartet auf die Entscheidung seines Schicksals, die ich ihm bringen soll. Begreifen Sie, um was es sich handelt was ich meine?“

„Ich verstehe Sie sehr gut, General,“ versetzte sie, „und ich bin Magnus dankbar dafür, daß er mir die gewünschte, lange Zeit zur Ueberlegung ließ. Glauben Sie mir, ich habe dies gewissenhaft gethan. Ich habe mich ernstlich geprüft und gefunden, daß

er mein volles Vertrauen besitzt. Ich werde immer zu ihm aufblicken können und erkenne es hoch an, daß gerade ich von ihm auserkoren wurde, ihm Gefährtin und Gehülfin zu sein und ich denke, wir werden Beide vereint nach dem Besten streben. Vor Allem aber freue ich mich, daß durch ihn meine Großeltern einen Sohn erhalten, der es ihnen möglich machen wird, ihr Leben in Ruhe und Sorgenfreiheit zu beschließen."

Und nach diesen Worten reichte sie dem General die Hand. Er blickte forschend in dies zarte, kühle, hoheitvolle Antlitz, darin Alles von so normaler Empfindung sprach, nichts von jener Befangenheit, jenem abwechselnden Erröthen und Erblaffen bräutlicher Verwirrung zu sehen war. Keine Schatten und Lichter in diesen hellblauen Augen, die doch wie geschaffen schienen, des Himmels wechselvolles Bild widerzuspiegeln, kein Zittern der rofigen Lippen, aber wohl eine ernste, pflichtbewußte Bereitwilligkeit und jenes maßvolle Glück, welches wir empfinden sollen, wenn wir eines hohen Berufes gewürdigt werden.

In dem Augenblick wo sich der General erhob, hörte man im Nebenzimmer Stimmen, gleich darauf

trat Frau von Plattow, gefolgt von ihrem Gatten, ein, und es erfolgte eine theils feierliche, theils gerührte Scene, welche damit schloß, daß Excellenz seine künftige Schwiegertochter auf die Stirn küßte und dann fortheilte, um seinem Sohne mitzutheilen, er möge sein großes Glück in Besitz nehmen.

So dauerte es denn nicht lange und Magnus trat ein. Nicht gerade aufgereggt, aber doch mit einem recht freudigen Antlitz. Die alten Leute empfingen ihn unter Thränen, die dem Augenleiden des Großvaters sehr schädlich waren. Sie nannten ihn ihren Herzenssohn und erklärten, kein Anderer wäre ihnen so lieb gewesen. Auch blieben nun ja Belzin und Ravenhorst wieder unter den vereinigten Namen Treffenbach-Belzin.

Marie Louise stand lächelnd daneben und wartete, wie man bei der Begrüßung eines Freundes wartet, daß die Reihe an sie käme! Endlich gaben Frau von Plattows ausgestreckte Hände und mütterliche Blicke den Bräutigam frei, dessen Wange sie beständig gestreichelt hatte und er wandte sich zu seiner Braut. Was nun? Sollte er sie umarmen? Der unbeschreiblich kühle Hauch, der ihre ganze Erscheinung umwehte, lud so wenig dazu ein, wie ihn

sein eigenes Herz zu demonstrativer Zärtlichkeit trieb. Er begnügte sich also damit, ihre Hände an seine Lippen zu ziehen. Marie Louise schien für den huldigenden Handkuß geschaffen. Jeder Mann küßte ihr die Hand und sie sah hierin nur einen ihr zukommenden Tribut der achtungsvollen Höflichkeit. Das Brautpaar saß dann zusammen auf dem Sopha und der Schäferknabe nebst seiner schalkhaften Schäferin im Rosenbusch konnten von ihnen lernen, wie man sich schicklich benimmt.

Treffenbach und Marie Louise sprachen lange und sehr ernsthaft über das vor ihnen liegende Leben. Sie machten Pläne dies Leben noch reicher an Arbeit zu gestalten, weil sie beide fühlten, daß sie vereint wohl im Stande wären große Aufgaben zu überwinden. Die Brautzeit, dieses poetische Elysium anderer Verlobten, erschien Beiden im Licht einer müßigen Wartezeit. Dennoch sollte die Hochzeit nicht vor Ablauf des Trauerjahres stattfinden, „obwohl ich weiß,“ sagte Treffenbach, „daß dieser Tag so sehr eine Erfüllung ihres großen, letzten Lebenswunsches ist, daß sie ihn gerne gesehen hätte, ehe sie starb.“

„Aber es schickt sich nicht,“ sagte Marie Louise ruhig.

„Ganz recht. Ich theile Deine Ansicht, aber ich empfinde eine Art Reue, wenn ich mir sage, daß ich ihr dies Glück schon bei Lebzeiten hätte bereiten können!“

„Wie konntest Du denn voraus wissen, daß sie Dir so früh und so plötzlich entrisfen werden würde?“ versetzte seine Braut verständig tröstend.

Da auch der General schon sich mit baldiger Veröffentlichung der Verlobung einverstanden erklärt hatte, so wurde, ehe Treffenbach fortging, ausgemacht, daß man die „intime Soirée“ bei Präsident Bellwiz besuchen und bei dieser Gelegenheit dem dort vertretenen engeren Verwandten- und Bekanntenkreise die Mittheilung machen wolle. Marie Louise hatte sich ja ohnehin gewappnet, einige gesellige Vergnügungen mitzumachen. Sie war auch entschlossen, die ihr gebührende Stellung und zwar eine hohe, einflußreiche Stellung einzunehmen, für ihre Ueberzeugungen zu streiten, ihr Licht leuchten zu lassen, ihren Pflichten nachzukommen, wo sich ihr solche in den Weg stellen würden: Pflichten der Wohlthätigkeit, der Warnung, des Widerstandes und des

leuchtenden Exempels. Sie war darauf gefaßt, daß das Leben hier schwer sein würde, daß Spott und Undank der Lohn für das redlich gewollte Gute sein würden, und sie sah in der sogenannten Gesellschaft ihren natürlichen Feind. Aber sie fühlte, daß ihr solch eine Kampfeszeit nothwendig sei, zur Läuterung, Stählung und Uebung ihrer Geisteskräfte. In der klösterlichen Einsamkeit von Belzin war es leicht, ihrem Wahlspruch getreu zu leben, aber in der großen Welt ihre strengen Ansichten vertreten, nöthigenfalls eine Märtyrerin ihrer Ueberzeugungen sein, das dürfte schon schwerer sein!

So fuhr man denn zu Bellwitzens. Der alte Herr verzichtete, seines Leidens wegen, auf das Vergnügen. Er hatte sich einen Jugendfreund eingeladen und vertiefte sich mit demselben in Erinnerungen. Die Großmama aber that ihr schönstes, schimmerndes blaßviolettes Seidenkleid an und setzte eine majestätische Haube auf, deren Blonden, Tüllrüschen und Fliederblüthen ihr würdiges, bleiches Antlitz mit den schneeweißen Haaren gar festlich umrahmten und fuhr mit ihrer Enkeltochter fort.

Die Salons bei Präsidents waren hellerleuchtet. Die, ihren Geburtstag feiernde joviale, korpulente

Hausfrau empfing Gast auf Gast mit ausgesuchtem Wohlwollen. Ihr Gemahl, mit glattrasirtem Kinn und einem großen goldenen Breloque auf der schneeweißen Weste, sah aus, als wisse er eine inhaltschwere politische Neuigkeit, zum Mindesten den Sturz des französischen Ministeriums, halte es aber für gerathen noch drüber zu schweigen. Fräulein Rhona schwebte in Dunkelrosa und Camilien von Gruppe zu Gruppe, lachte, schäkerte und wechselte kleine, vertrauliche Begrüßungen mit ihren Freundinnen, ihnen zuflüsternd, als handele es sich um etwas Unerhörtes: Marie Louise kommt!

Der allerintimste Kreis der Familie von Bellwitz erwies sich, Alle die zu Ehren des Geburtstags erschienenen Plattows und Bellwize abgerechnet, als eine Gesellschaft von etwa sechszig Personen, in welche Marie Louise am Arm des General von Treffenbach hineintrat, mit einem, zwar etwas betroffenen aber unerschrockenen Blick, der das Terrain sondirte. So betritt ein junger Edelhirsch ein neues Revier, hoch aufgerichtet, mit langsamem Schritt.

Sie war ganz weiß gekleidet, was ihr vorzüglich stand. Die große Einfachheit der Toilette war absichtlich, das sah man. Es war ihr Geschmack,

nicht Unkenntniß dessen, was gerade neueste Mode war. Ueber Geschmackssachen aber läßt sich nicht streiten. Blumen im Haar verschmähte sie. Dies Haar war freilich auch an und für sich Schmuck genug in seiner glänzenden reinen Pracht. Ob man in diesem Winter gerade ein Flechtendiadem auf dem Haupte trug, war eine Frage, mit der sich Andere beschäftigen mochten. Sie nicht. Sie that es, und es fand sich Niemand, der es in Gedanken unkleidsam genannt hätte, wenn auch Einige dies mit der Zunge thaten, da sie es für ihre Pflicht hielten, einen so eklatanten Verstoß gegen die Mode zu rügen.

Ein großes, mit Brillanten besetztes goldenes Kreuz hing an ihrem Halse. Treffenbach hatte es ihr vor einer Stunde geschickt, mit der Bitte, es zu tragen. Einen anderen Schmuck hätte sie schwerlich angelegt.

Und so, zart aber hoch, licht aber gebietend, erschien sie in der Gesellschaft und wo sie sich hinwandte, machte man ganz unwillkürlich ein wenig Platz. Es gab an diesem Abend eine Menge junger Mädchen, welche sich über Hals und Kopf in Marie

Louise von Plattow verliebt hatten, wie sich enthusiastische Künstler in eine Marmorstatue verlieben.

Excellenz entledigte sich seiner Aufgabe mit außerordentlicher Grandezza. Welche Genugthuung empfand aber der Präsident, als er plötzlich durch diese Ursache seiner eigenen wichtigen Miene überrascht ward und jedem zuraunen konnte: „das wußte ich!“

Das junge Paar ward beglückwünscht und nahm diese Gratulationen sehr gelassen hin. Fräulein Rhona spekulirte bei sich, wie viel Feste zu Ehren dieser Verlobung nun unter den „Intimsten“ gegeben werden würden und ließ sich von Schlacken zu einigen Fantasie-Walzern engagiren.

Graf Heß war einer der Ersten, die sich beeilten, ihre Glückwünsche anzubringen. Marie Louise dankte ihm mit etwas mehr Herablassung als den Andern. Sie sah in ihm naturgemäß „Einen der Unseren,“ und das stimmte sie günstig, während sie auf Schlackens geläufige Rede kaum ein Wort erwiderte.

„Bewünscht hochmüthig,“ flüsterte Schlacken dann einem Kameraden zu, „ich habe gedacht, Treffenbach leiste darin das Höchste, aber sie übertrifft ihn noch.“

Wenn man die Beiden so sieht, so sollte man doch meinen ein junger Fürst und seine Gemahlin ertheilten gnädigst Audienz! Nicht angesehen hat sie mich, nicht angesehen!“ — „Arme Marie Louise da ist sie ja nur zu bedauern!“ — murmelte Fräulein Rhona malitiös, indem sie an ihm vorüber hüpfte, „ich könnte nicht so enthaltsam sein, Edmund Schlacken nicht anzusehen!“

„Was war das?“ frug der verblüffte Schlacken, sich umwendend, aber sie war schon fort.

General Treffenbach war unterdessen zum Brautpaar getreten.

„Liebe Marie Louise,“ sagte er, „ich wünsche Dich auch der Fürstin Menardi vorzustellen!“ Und er reichte ihr den Arm und führte sie zu einem Divan, auf welcher eine sehr kleine, sehr brünette Dame saß, mit einem spitzen, citronengelben Antlitz und lebhaften, schwarzen Augen. An ihrem Körper war Alles vogelhaft klein, an ihrem Anzug Alles groß, mächtig geblümt, hochaufgebaut. Sie trug eine kostbare Toilette von feurig gelber Seide. Auf ihrem Haupte hatte inmitten eines künstlichen Aufbaus von Puffen und Scheiteln, ein Colibripärchen sein Nest aufgeschlagen und vibrirte an haarfeinen

Stielen. Diese kleine, lustige Dame charakterisirte eine permanente Unruhe und ein schrilles Lachen. Sie fächelte sich beständig Kühlung zu.

„O, meine schöne, junge Freundin, ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück! Sehen Sie doch, wie stolz Ihr Herr Schwiegervater aussieht? Oh, Excellenz? Und wissen Sie schon, daß er mir versprach, ich würde das Vergnügen haben, Sie morgen bei mir zu sehen? — Une toute petite Soirée. Sie sollen sich unterhalten. Das verspreche ich Ihnen. Wie Graf Heß, Conte Arminio? — Sagen Sie doch dieser jungen Dame, ob sich die Leute bei der alten Altezza langweilen?“ Und sie tippte den Angeredeten mit dem Fächer auf dem Arm. Er blickte sich sofort um.

„Welch eine Frage!“ sagte er, die Hand aufs Herz legend, „man trifft immer Berühmtheiten bei der gnädigsten Fürstin. Leute die man für gewöhnlich nur gegen Entrée oder vermittelst Audienz zu sehen bekommt, kann man dort Musternsalat essen sehen, wie andre Sterbliche! — Wen doch das letzte Mal? — Einen Missionar“ . . . mit einem Blick auf Marie Louise, „den die Wilden angeknabbert hatten. Enorm intressant, seine Berichte. Es sollte mich

garnicht wundern, wenn ich jetzt hörte, daß diese unvergleichliche Beatrice hinkommen und ihre Noten mitbringen werde!“ —

„Getroffen!“ rief die kleine Dame, in voller Lebhaftigkeit. „Ich kenne diese charmante Person von Venedig her. Mein Himmel, denk' ich, ein kleines Billet wird es thun. La Beatrice ist die Liebenswürdigkeit in persona. Und richtig! Sie sagt zu!“ —

„Wir werden der Fürstin Alle zu Dank verpflichtet sein, für diesen Kunstgenuß,“ sagte Graf Heß sich verneigend. General Treffenbach aber führte seine Schwiegertochter weiter.

„Ist es nöthig daß wir auf die Soirée dieser Dame gehen?“ — fragte sie.

„Es wird wohl nicht zu umgehen sein,“ versetzte er ruhig, dann fügte er in belehrendem Ton hinzu: „Die Gesellschaft gleicht einer Hydra. Jemehr Köpfe wir abhauen, d. h. jemehr geselligen Verpflichtungen wir nachkommen, desto mehr erwachsen uns Neue! — Wenn Du die Absicht hattest garnichts mit zu machen, so hättest Du dies vorher sagen sollen und Dein Wunsch wäre uns Befehl gewesen. Jetzt ist es zu spät, und ohne den Vorwurf der Unbildung auf Dich zu laden, kannst Du Dich einer gewissen

Tournée von Besuchen und Einladungen nicht entziehen — am allerwenigsten aber kannst Du Dir herauspflücken was Dir beliebt und minder zusagende Elemente ignoriren. Die Fürstin Menardi ist, ich gebe zu, eine in deutschen Augen etwas wunderliche Persönlichkeit, aber was schadet dies? — Sie ist trotzdem eine vornehme Dame — ihr Mann war Gesandter an verschiedenen Höfen — sie ist eine Frau von Geist, Originalität und Einfluß und — sie gehört nun einmal in unseren Umgangskreis. Bei näherer Bekanntschaft wirst Du sie unendlich gutmüthig, von allgemeiner Menschenliebe beseelt, wohlthätig und energisch finden, wo es gilt, zu helfen.“ —

„Ich sehe die Richtigkeit dessen, was Du sagst, vollkommen ein,“ versetzte sie, „Niemand soll mir Unbildung oder Furcht vorwerfen. Ich werde mitmachen, was Ihr für nöthig findet — nur mit dem Unterschied, daß ich eine solche Zeit nicht als Vergnügen, sondern als Kampf ansehe.“ —

---

## Sechstes Kapitel.

---

Graf Heß sagte sich zwar, daß es eine vergebliche Mühe sein werde, seinen Freund am nächsten Morgen in seinem Studirzimmer zu suchen, dennoch ging er aufs Gerathewohl hin und erwartete natürlich, von Fräulein Emma zu hören, der glückliche Bräutigam sei gegangen, seiner Herzliebsten einen Beilchenstrauß zu bringen. Statt dessen aber sagte das Fräulein klagend, ach, der Herr Attaché studire schon seit sechs Uhr Morgens. Dies sei wahrlich arg und garnicht gesund! —

Treffenbach hatte in der That fast vergessen, daß er eine Braut habe, so tief war in seine Arbeit versenkt. Wenn er einmal aufblickte und sich der Gegenwart erinnerte, kam ihm diese Thatsache, wie eine stille, große Freude in den Sinn, aber sie er-

weckte weder Ungeduld noch Sehnsucht in ihm, auch keine Skrupel über versäumte Ritterpflichten — denn Marie Louise weiß wo er ist, was er thut und würde ihn weniger achten, füllte er diese kostbaren Morgenstunden mit leerem Geschwätz aus, anstatt sein Werk zu fördern.

Und so sann und dachte und schrieb er, bestrebt die höchsten Mystereien wie mathematische Lehrsätze aufzubauen und zu beweisen bis —

„Alle Wetter, Treffenbach . . . ich habe es Eurer milden Hausunke nicht glauben wollen, aber hier sitzt Du wirklich! Ist's denn wahr, was böswillige Zungen behaupten, Baron Magnus Treffenbach gäbe sich damit ab, die Bibel noch einmal ins Deutsche zu übersetzen und unserem ehrwürdigen Vater Luther ins Handwerk zu pfuschen? — Das ist zu arg! dachte ich und kam her, um aller Welt nachher sagen zu können ich hätte auf Deinem abandonnirten Schreibtisch nichts gefunden, als ein Gedicht an ‚Phillis.‘ — Mensch, Mensch, komme mit mir!“

„Mein bester Freund, ich habe keine Zeit!“ — sagte Treffenbach ungeduldig.

Graf Heß, ein Veilchensträußchen im Knopfloch,

die Reitgerte unter dem Arm lehnte in seiner ganzen eleganten Lässigkeit am Schreibtisch und nahm das erste, beste der aufgeschlagenen Bücher auf.

„So laß mich wenigstens sehen, was diese kostbare Zeit beansprucht,“ sagte er und begann laut zu lesen:

. . . . . Es kann der spekulativen Theologie im Christenthum, so wenig mit dieser Negativität, als mit der unmittelbaren Beziehung der Kategorien nach platonischer Weisung gedient sein, weil sich Jene überhaupt von einer Spekulation, die sich durch Jahrhunderte über den Dualismus im Absoluten, (als Ur-Seele und Ur-Materie wovon Jenes dem Aristoteles als unbeweglicher Bewegter, dem Plato aber als Bewegter durch sich galt) nicht zu erheben im Stande war und —

Graf Heß hielt inne und warf über das Buch herüber einen kummervollen Blick auf seinen Freund.

„Lies nur weiter,“ sagte Treffenbach eifrig, „es wird gleich sehr interessant.“

„Erbarmt Euch über ihn, Ihr Götter!“ — sagte der Graf, das Buch fallen lassend, „er ist im Begriff, den Verstand zu verlieren!“ —

Treffenbach lächelte.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Dir einige complicirte Satzstellungen so sehr imponiren würden, Armin! Weshalb studirst Du nicht selbst fleißiger? Was thust Du überhaupt hier mit Deiner Zeit?“

„Ich flanire,“ versetzte Heß feierlich „es thut mir leid, daß meine Unwissenheit mir nicht gestattet, dies häßlich unbekleidete, kurze Geständniß in ellenlange, unentwirrbare Schleier zu hüllen.“ —

Magnus Treffenbach sah ernstlich besorgt aus.

„Das ist aber nicht gut, Armin, am wenigsten für eine Natur, wie die Deine, die voll Thatkraft steckt. Lasse Dich von mir warnen. Wähle Dir eine Beschäftigung, ein Studium.“

„Allein? Ohne Dich? In Petersburg war das leicht ausgeführt, wo wir zusammen wohnten. Außerdem habe ich meine Sorgen, nach denen Du freilich wenig fragst.“

„Doch halte mich nicht für theilnahmlös.“

„Nun, da schreibt mir mein Vater jetzt, die Mama hätte eine brillante Partie für mich ausgeklügelt . . . ich solle hinkommen und die Bekanntschaft einer Erbin machen . . . ein liebenswürdiges sechszehnjähriges Gänschen, die noch nicht in die Welt kam.“

„Weshalb muß es eine Erbin sein?“ — fragte Treffenbach streng.

„Kannst Du Dir das nicht selber denken?“ versetzte sein Freund schalkhaft „weil ich kein Erbe bin.“

„Armin, verkaufe Dein Leben, Deinen Stolz nicht um Geldes willen. Wenn Du nicht im Stande bist eine Frau standesgemäß zu halten, so verzichte lieber darauf, ehe Du lediglich heirathest, um Deine Finanzen zu verbessern.“

„Ganz Recht. Ich werde also meinem Vater schreiben, ich käme jetzt nicht nach Hause, sondern bliebe hier, bis ich nach Brüssel abreisen kann! — Nun aber, darf ich ein Wort zu Dir reden?“ —

„Gewiß,“ sagte Treffenbach ruhig aber doch im Tone einer Erlaubniß.

„Man sieht Dich sehr wenig mit Deinem Vater zusammen. Weshalb widmest Du ihm nicht mehr Zeit? — Er muß doch manchmal ganz vergessen, daß er einen Sohn hat. . . und das ist nicht gut.“

„Wenigstens für mich nicht sehr schmeichelhaft,“ versetzte Magnus. „Deine Ermahnung ist übrigens überflüssig. Du weißt, wie sehr ich meinen Vater verehere und bewundere und wie werthvoll mir der Verkehr mit ihm ist. Aber augenblicklich muß ich

mir diese Freude häufig versagen. Dies hier geht vor! — Sowie aber der erste Theil druckreif ist werde ich das Versäumte nachholen.“

Graf Heß sah aus, als wolle er noch etwas sagen, unterdrückte es aber und erhob sich.

„Nun, ich gebe es auf, Dich heute heraus zu locken. Vergiß nicht, daß heute Abend Soirée bei der alten Eccellenza ist! Du müßtest wohl anstandshalber vorher Visite machen, aber sie ist darin sehr liberal.“ —

Damit ging er und Magnus hob das unter den Tisch gefallene gelehrte Buch wieder auf, seufzte und setzte sich von Neuem.

Zur festgesetzten Abendstunde fuhr er mit seinem Vater in die Gesellschaft. Excellenz war in der allerbesten Stimmung, und neckte ihn damit, daß Marie Louise ihn schließlich zum flotten Gesellschafter mache!

Es war eine Eigenthümlichkeit der Soirée bei der allbeliebten alten Eccellenza, daß ihre Räume immer überfüllt waren, denn sie vertheilte mit sorgloser Freigebigkeit ihre Einladungskarten und lud immer noch im letzten Augenblick Jeden ein, der ihr in den Weg lief. Sie protegirte mit Vorliebe ver-

kannte Genies oder Leute, welche um ihrer Ueberzeugung willen gelitten hatten, wobei es ihr herzlich wenig darauf ankam, welcher Art die Ueberzeugungen gewesen waren.

Treffenbach arbeitete sich durch die dicht gedrängte, ihm meistens ganz fremde Gesellschaft bis zu den Bellwitz durch und konnte endlich Rhona's habhaft werden und sie fragen wo Marie Louise sich befände, ob sie am Ende garnicht mitgekommen sei?

„O, natürlich haben wir sie mitgebracht, aber wo kann sie denn hingerrathen sein? Sie unterhielt sich mit der alten Frau von Schweidnitz und ging mit ihr dort in jenes Zimmer. Richtig! Ich hingegen,“ fuhr sie munter fort, „sehe mich immer nach Mohren und Tartaren um, kann aber heute nichts Erotisches entdecken.“ — „Die Beatrice ist da, das genügt!“ sagte eine hübsche junge Frau leichtthin, „Ah, bon soir, Baron Treffenbach, wie edel von Ihnen, zu uns zu kommen, indessen sich alle übrigen Herren jenem Salon zu nähern suchen, in welchem sich die gefeierte Beatrice befindet!“ — „Eine Actrice hier?“ fragte Treffenbach, in einem Ton, der einen schönen Akkord von Staunen, Mißbilligung und Protest enthielt.

„Sie ist, wie Sie sehen, durch die Fürstin in die Gesellschaft eingeführt worden und weshalb nicht?“ ihr Blick streifte neugierig sein strenges Gesicht, dann lachte sie und wandte sich fort.

Auch er ging weiter. Es war ihm nicht angenehm, daß Rhona ihm gesagt hatte, seine Braut sei grade in jenen Salon gegangen. Er fühlte den lebhaften Wunsch sie möglichst bald von dort fortzuholen und strebte ungeduldig in die Richtung. Aber das war nicht ganz leicht, denn Jedermann schien von demselben Wunsche beseelt. Es war ein kleiner, im Glanze eines Kronleuchters und gelbdamastener Dekorationen wie ein Goldtopas leuchtender Raum, in welchen er endlich eindrang. Er war gefüllt mit Damen und Herren, welche sich um einen Mittelpunkt scharten und hergekommen zu sein schienen, um eine besondere Liebenswürdigkeit zu entfalten. Die Damen suchten die Schleppe ihrer blauen oder rosenrothen, silberblitzenden, blumengeschmückten Toiletten, vor den rücksichtslos werdenden Lackstiefeln der Herren zu schützen.

Mitten im Zimmer stand eine runde Ottomane mit gelbbezogenem Obelisken in der Mitte. Das Haupt an diesen gelehnt, ruhte auf den weichen

Pollstern eine bezaubernd schöne Frau, deren langgeschnittene, schwarzeingefasste Augensterne Feuer sprühten. Aus tiefrother Seide hoben sich Hals und Schultern schwanenweiß in vollendeter, zarter Schönheit. Ein Perlencollier lag um den Hals, einzelne ächte Perlen schimmerten wie schwerflüssige, silberne Tropfen in den dichten, fest und knapp zusammengesteckten Locken, deren Anordnung dem Kopf ein ungemein zierliches Aussehen verlieh.

Gerade in dem Augenblick wo Treffenbach ihrer ansichtig wurde, wandte sie sich zu der neben ihr sitzenden Fürstin Menardi, und ihre weiche Stimme sagte: „Launen? Ah ça! Ich kenne keine Launen. Fragen Sie alle Herren Intendanten Europas! Ich bin jeden Augenblick bereit, mein Versprechen zu halten!“

„Peppino!“ rief die alte Eccellenza mit ihrer schrillen, lustigen Stimme, „La Beatrice will die Freundlichkeit haben zu singen! Peppino!“

Auf diesen Ruf erschien nicht etwa ein Wachtelhündchen, sondern ein großer, korpulenter junger Mann, mit einem sehr olivenfarbigen, etwas aufgedunsenem Gesicht und kohl-schwarzem Henriquate. Es war dies Prinz Joseph Menardi, der Sohn

der alten Fürstin und im Grunde ein lieber Mensch, aber das konnte Treffenbach Alles nicht wissen, da er sich nicht erinnerte, diesem Herren vorgestellt worden zu sein. Er war daher geneigt, ihn für den Buffo einer italienischen Operngesellschaft zu halten und seine Entrüstung steigerte sich.

Nachdem der Sohn des Hauses die Sängerin fortgeführt hatte, überzeugte sich Treffenbach mit einer gewissen Genugthuung davon, daß Marie Louise sich in diesem Zimmer nicht befand. Wie er sich zur Thüre wandte, um hinauszugehen, stutzte er. Aus dem ihn umgebenden Geschwirr der verschiedensten Stimmen hörte er wieder jenes liebliche Gelächter heraus, welches ihm seit gestern in den Ohren klang. Woher kam es? — Er blieb stehen und horchte und versank in eine sonderbare Träumerei, darin er wieder ein kleiner Knabe war und über die Belziner Haide einem kleinen blauen Schmetterling nachlief, über Sand und Haide und Kieferwurzeln fallend, sich aufraffend, jetzt vor Freude jauchzend, jetzt in trotziger Ungeduld die salzigen Thränen verbeißend und der kleine blaue Schmetterling foppte ihn und flatterte weiter und weiter in unendliche Fernen! . . . .

Die Stimme seines Freundes Heß weckte ihn endlich aus dieser Fantasie. Sie erklang dicht neben ihm.

„Die Kleine ist entzückend. Ich fürchte nur, das Publikum wird ihr bald den Kopf verdreht haben. Aber man braucht sie auch garnicht zu sehen, schon ihr Lachen zu hören, ist für mein Ohr ein größerer, musikalischer Genuß, als die kunstvollsten Arien.“

„Ja,“ sagte Treffenbach mechanisch, obwohl er keine Ahnung hatte, von wem die Rede sei.

„Ich bin schrecklich neugierig sie zu sehen!“ sagte jetzt Rhona Bellwitz, „ist sie wirklich hier? die Baronin Lanquoi sagte es mir. Eine Elfe, sagte sie, ist das wahr?“

„Ein Elfchen. Sie zählt erst vierzehn Frühlinge.“

„O, also noch ein Kind! — sagte Rhona, und wandte sich enttäuscht ab.

Treffenbach hatte sich unterdessen soweit gesammelt, daß er fragen konnte:

„Und von wem ist eigentlich die Rede?“ —

„Von Violette Fouquet.“

Marie Louise aber saß unterdessen in der ruhigsten Ecke, aß Eis und unterhielt sich mit einem alten Konsistorialrath über „die Schäden der Zeit.“

## Siebentes Kapitel.

---

„Oper oder Ballet?“

Madame Beatrice Fouquet sprach die Worte mit nachdenklichem Wiegen ihres schönen Hauptes und entfaltete dabei einen Fächer aus Pfauenfedern und wehte sich den Duft der Veilchen zu, welche in großer Glasschaale neben ihrem türkischen Divan standen.

Dort ruhte sie mit der stolzen Anmuth einer Königstochter aus indischem Märchenbuch, das Haupt in die Hand gestützt, die dunkle Lockenfülle von klassischem Goldreif umfaßt, die schmiegsame Gestalt von purpurnem Burnus umschlossen, die langen Seidenfranzen ihrer Wimpern über die leuchtenden, tiefblauen Augen gesenkt, als suche sie im Muster des schwellenden, persischen Teppichs eine Antwort auf ihre Frage:

„Oper oder Ballet?“

Im Fenster des prächtig eingerichteten Salons saß eine alte Dame in steifer Haltung und arbeitete, ohne eine Miene zu verziehen, ohne zu sprechen, an einer Häfelarbeit. Am Fußende der Ottomane saß auf einem Drehstuhl ein sehr junger, bescheidener, blonder Mann, der aus Respekt oder Schüchternheit nur die Hälfte des ohnehin sehr kleinen Sitzes einnahm. Dieser seufzte von Zeit zu Zeit, aber sprach auch nicht. Sein Blick verirrte sich zuweilen bis zum Antlitz dieser bezaubernd schönen Dame und dies trug nicht dazu bei, ihm ein geistreiches Aussehen zu verleihen. Denn sie war schön, sie war verwirrend schön und dabei so sprühend von Leben und Uebermuth. Weshalb auch nicht? Sie konnte sich sagen, daß in diesem Augenblick die Kaiserstadt zu ihren Füßen lag und sie im Laufe dieser Woche mehr Lorbeerfränze geerntet hatte, als manchem hochverdienten Mann bei Lebzeiten zu Theil werden. Dort lag die letzte Trophäe in stolzer Bescheidenheit auf gelbseidenem Polster. Tom, der grünschildernde Papagei war zu Ehren dieses Kranzes von seiner vergoldeten Stange gestiegen und prüfte mit seinem starken Schnabel die Widerstandskraft der festen,

schlanken Blätter, indessen Charlie, Madames Lieblingsmops, an den auf die Diele herabhängenden Schleifen zerrte und riß.

„Ich bitte, Contelli, jagen Sie die Thiere fort!“ rief die Fouquet ärgerlich.

Der kleine Blondin eilte dienstbeflissen dem Befehl Folge zu leisten. Charlie verkroch sich knurrend und zähnefletschend unter den Divan, Tom flatterte mit zornig gesträubten Kopffedern auf seine Stange zurück, vollführte hier, vermitteltst Schnabel und Krallen, einige gymnastische Kunststücke und kreischte höhrend:

„Oper oder Ballet!“

Hierüber begann die Fouquet zu lachen, wie ein Apriltag. Dabei schimmerten ihre weißen Zähne zwischen den rothen Lippen.

„Der alberne Schreihals hat doch sein Gutes! Nun, Tonino, so sagen Sie doch, was Sie meinen.“

„Das ist freilich eine schwere Entscheidung!“ murmelte er unentschlossen.

„Es ist schon gut, daß sie darüber nichts zu entscheiden haben,“ spottete sie und zog das Füßchen im goldgestickten Pantöffelchen unter den Saum ihres Gewandes, „ich will weiter nichts wissen als: Was

halten Sie von ihrer Stimme? Macht sie Fortschritte? Glauben Sie, mit einem Wort, daß sie eine Sängerin ersten Ranges wird?“

„Ach, ach! Che dire? Die Signora hat eine charmante Stimme —“

„Genug, lieber Freund! Eine charmante Stimme ist eine mittelmäßige Stimme, und eine mittelmäßige Stimme ist schlimmer als gar keine! Niemals soll die Welt sagen dürfen, Beatrice Fouquets Tochter sei eine mittelmäßige Sängerin!“

„Ja Signora, ich fürchte . . .“

„Nun, ich habe mir das immer gedacht!“ sprach Beatrice Fouquet mit einer gewissen Befriedigung, „Violette bettelte immer um Singstunden, und so ließ ich sie bei Ihnen singen. Aber niemals, wenn ich sie singen hörte, erfaßte mich die Gewißheit einer großen Zukunft für sie . . . ‚mittelmäßig‘ sagte ich mir immer — liebenswürdig, wohlklingend aber — unbedeutend. Im Salon allerliebste — auf der Bühne nichts! Dagegen braucht man sie nur durchs Zimmer gehen zu sehen, um zu wissen, was ihr Beruf ist. Da bleibt kein Zweifel, kein Ueberlegen übrig, das ist klar wie Sonnenlicht! Es thut mir

leid, die Singstunden abbrechen zu müssen, denn Sie gaben sich viel Mühe, guter Tonino . . . aber Violetta muß fortan mehr Zeit auf den Tanzunterricht verwenden. Sie hat die Anlage, aber noch nicht die völlige Ausbildung. Sie muß häufiger auftreten, um ihre Schüchternheit zu überwinden. Auf Wiedersehen, lieber Contelli. Wenn Sie der Mama schreiben, grüßen Sie von mir.“

Contelli hatte sich eilfertig erhoben. Er verneigte sich tief und und ging.

Dann wurde Alles still im Zimmer, nur Tom klorrte mit seiner Kette und stieß krächzende Töne aus. Die steife alte Dame im Fenster arbeitete weiter, ohne eine Miene zu verziehen. Man hätte sie für einen Automaten halten können.

Die Beatrice stützte den Kopf in die Hand und gähnte ein wenig. Dann griff sie nach einem kleinen Handspiegel und betrachtete sich darin mit prüfender Genauigkeit. Wenn sie allein war und nicht sprach, wenn sie ihr Ich gleichsam ausspannte und ruhen ließ, dann sah sie nicht mehr ganz so jung aus, aber immer schön. Eine rebellische schwarze Stirnlocke mit sanftem Finger glättend, schüttelte sie gedankenvoll den Kopf:

„Ich werde alt,“ sagte sie, „da ist's Zeit, sich zu verheirathen!“

Die graue Dame im Fenster verzog auch bei dieser originellen Schlußfolgerung keine Miene und sah sich nicht um.

„Madame Morton!“ sagte die Beatrice.

Jetzt wandte sie sich um, ein großes, pedantisches Antlitz zeigend.

„Madame wünschen?“

„Bitte, bemühen Sie sich, Violette zu rufen.“

Madame Morton verließ das Zimmer. Sie hatte eine große, starcknochige Gestalt und trug immer graue, raschelnde Gewänder und einen majestätischen Kopfsputz aus grauem und weißem Tüll, darunter ihr graues Haar in starken Puffen wellte. Sie war, wie ihre schöne, junge Herrin zu sagen pflegte, eine unschätzbare Acquisition, eine Erscheinung, welcher der Anstand und die gute Sitte an der Stirn geschrieben waren, ein Mustere exemplar einer dame d'honneur.

Die Fouquet hatte niemals ergründen können, ob Madame Morton dachte und fühlte. Es hatte sie noch nie ein Mensch einen selbstständigen Gedanken äußern hören, und es hatte sie noch nie ein

Mensch erregt gesehen; auch die junge Violette nicht, der sie täglich Unterricht in Litteratur und andern höheren Wissenschaften ertheilte.

Sie stammte aus einer guten Familie und mochte manchmal die Laune des Schicksals empfinden, welches eine Beatrice Fouquet auf den Purpurdivan erhoben und sie, die Enkelin eines Ministers, zur Dienerin dieses Geschöpfes machte, welches einst, wie bekannt, barfüßig, im gestreiften Röckchen und rothem Käppchen über die Wiesen des alten irländischen Peersitzes Jersey hüpfte, froh, wenn ihr Jemand für einen Strauß Wiesenblumen und ein Liedchen einen Sixpence schenkte!

Vielleicht auch nicht. Sie hat nie ein Wort darüber verloren, nie durch einen Blick Verbitterung verrathen.

Fünf Minuten nachdem sie gegangen, trat sie wieder ein, nahm mit Würde Platz, ergriff ihre Arbeit und sagte:

„Fräulein Violette wird erscheinen.“

„Danke,“ sagte die Fouquet, ohne von dem Buche, in welchem sie las, aufzublicken.

Wieder öffnete sich die hohe Thüre leise und durch den Salon kam ein weißgekleidetes Wesen ge-

flogen, deren Schritt keines Menschen Ohr aufzufangen vermocht hätte. Im Vorbeiflattern beugte sich diese Sylphide über die mit Beilchen gefüllte Schale und drückte einen schnellen Kuß auf die duftenden Blüthen, dann beugte sie sich ebenso über die Hand der Sängerin, dann ließ sie sich in einen, neben dem Divan stehenden Schaukelstuhl gleiten, kreuzte die schmalen Füßchen und ließ die Arme auf den Seitenlehnen ruhen.

„Hier bin ich, Mama,“ sagte sie in italienischer Sprache, indem sie den Schaukelstuhl in Bewegung setzte.

„Ich wollte Dir nur sagen, daß ich den Concelli Deiner Singübungen enthoben habe, denn das ist eine fruchtlose Spielerei. Du wirst mehr Stunden beim Balletmeister haben.“

Ein zartes Roth überflog das liebliche Gesichtchen.

„Tanzen ist sehr schön,“ sagte das junge Mädchen mit einem leichten Seufzer, aber — aber —“

„Eh bien?“

„Ach, Du weißt doch, Mamina!“

„Thorheit, Violette. Du mußt Deine über-

triebene Furchtsamkeit überwinden. Das Publikum wird anfangen an Affektation zu glauben, da Du doch im gewöhnlichen Leben nichts weniger als furchtsam bist.“

„Da ist kein Publikum vis-à-vis!“

„So sei doch nicht so kindisch. Es sind doch genau dieselben Leute, die Abends in den Logen sitzen!“

„D!“ rief Violette, die Hände ans Herz drückend. „Das ist aber anders, Mama! Da sind keine Lichter und keine Musik und keine Operngucker, ich hasse Operngucker, und sie sitzen nicht Alle da, still . . . still . . . still . . .! und starren Dich an, Alle, Alle, und sagen kein Wort. Hundert Köpfe, zweihundert Köpfe, tausend Köpfe, alles schwarz und bunt und mit Augen und Gläsern in den Händen . . . und Du, Du mußt stille halten und ob Du roth wirst, ob Du blaß wirst, du darfst Dich nicht wegwenden, Du mußt Alles ertragen, Angst, Schrecken, und Deine Thränen mußt Du verschlucken und wenn Du am liebsten unter die Erde sprängest, mußt Du hüpfen und tanzen . . . Ach! —“

Madame Fouquet mußte solche Ausbrüche über

sprudelnder Lebhaftigkeit gewohnt sein, sie zuckte nur die Achseln.

„Aber im Salon oder auf der Promenade,“ fuhr Violette eifrig fort, „ist das zum Fürchten? Niemand sieht mich starr und stumm an, als wolle er mich mit den Augen auffressen. Sie sind Alle freundlich und lachen und sprechen und ich kann sagen was ich will und kann lachen so viel ich will, und kann mich umdrehen und fortgehen oder bleiben. Siehst Du nicht, Mama?“

„Ich sehe nur, daß Du Dir mehr Mühe geben mußt, Deine Verlegenheit zu überwinden, denn das ist nöthig! Ich könnte ja sagen: Bon! Ich bin in der Lage meine Tochter nach Belieben zu erziehen, Ich will sie also für das vornehme Privatleben erziehen. Ich will sie mit einem Grafen verheirathen und sie soll eine charmante Gräfin abgeben. Aber so egoistisch, so kurzsichtig bin ich nicht. In Dir steckt ein Talent, welches Dich mühelos über alle Deine Berufsgenossinnen hebt. Lerne nur erst die Flügel brauchen, die Dir gegeben worden sind, und Du kannst Dir einen unsterblichen Namen machen, Du kannst eine Welt huldigend zu Deinen Füßen sehen. Wäre es nicht Schade — nein, ein

Unrecht — wolltest Du diese Lorbeeren verschmerzen? Einen Grafen zu heirathen;“ sie lächelte, „dazu ist immer noch Zeit, wenn man so alt ist, wie — Mama.“

Da entstand eine Pause. Violette sah gedankenvoll aus, wie wenn sie sich das Alles überlegte.

„Auf jeden Fall,“ sagte ihre Mutter endlich, „wirfst Du das freundliche Anerbieten der Direktion annehmen, welche Dir nächstens wieder Gelegenheit geben will, in einer Zauberposse als Elfe im Blumenkelch zu figuriren.“

„Ich werde eine schlafende Elfe darstellen, das ist gewiß!“

„Du wirst hübsch artig thun, was von Dir verlangt wird. Und jetzt geh, Kind und klinge nach Carolina. Es ist Zeit zur Toilette.“

Violette erhob sich, küßte en passant das herabfallende Nabengeloß ihrer Mutter und verließ das Zimmer wie sie gekommen, mit sorgloser Stimme ein französisches Liedchen zwitschernd.

Denn Violette Fouquet war heiter und glücklich, wie die Lerchen im Felde, die da jubiliren ohne darüber nachzudenken weshalb. Auf der Oberfläche des Lebens aufgewachsen, von ihrer Mutter

vor allen ernüchternden Eindrücken behütet, hatte sie nie die Nachtseiten ihrer Lebenssphäre kennen gelernt, sah nur die glänzende Außenseite des bunten Lebens. Güte und Freundlichkeit war ihr geworden, seit sie denken konnte, seit sie diese großen, veilchenblauen Augen zum ersten Mal aufschlug und bei ihrem Eintritt in die Welt durch das Klirren der Champagnergläser begrüßt wurde! Denn Albert Fouquet, der allezeit fidele Sänger der Scala di Milano, fand es schicklich, die Ankunft seines Töchterchens mit Champagner zu feiern, wobei er ausrief: Kindchen! Dein Name steht in Deinen Augen! Violette soll sie heißen!

Es war ein guter, harmloser Narr gewesen, der Albert Fouquet! Mit diesem Epitaphium beehrte ihn seine schöne Wittwe noch heute. Champagner war sein Lebenselixir gewesen und mit dem Champagnerglase in der Hand starb er, vom Herzschlage getroffen, auf der Bühne, eine siebzehnjährige Wittwe hinterlassend.

Champagner war Violette Fouquets erste irdische Nahrung gewesen, was Wunder, daß der leichte, süße, prickelnde Schaumwein auch durch ihre Adern zu fließen schien! Ihre Ansicht von der Welt war

bisher, daß alle Menschen sehr lieb und gut seien. Pfl egte doch selbst der mürrische Souffleur zu lächeln und ihr ermutigend zuzunicken, betrat sie je, mit zaghaft klopfendem Herzen die Bühne. Weshalb that er das mit ihr und mit keiner Andern? Das wußte sie nicht. Sie ahnte nicht, daß Angesichts ihrer strahlenden Augen Niemand anders als freundlich sein konnte. Da lag etwas in ihrem Blick voll unschuldiger Zuversicht, was Roheit zügelte und Verdrossenheit besänftigte. In ihrer glücklichen Unbefangenheit hatte sie bisher hingelebt, wie die Käfer, die Blumen, die Mücken im Sonnenschein. Sie hatte nichts entbehrt. Ihr liebevolles Gemüth war nie zurückgestoßen, ihre Fröhlichkeit nie mißverstanden worden.

Sie war es von frühesten Kindheit an gewöhnt, daß „das Publikum“, die Mama vergötterte und sie verhättschelte. Sie war seit frühesten Kindheit an den freien, ungebundenen Ton gewöhnt, der in ihrer Umgebung herrschte. Auch war sie stets gelehrt worden, daß ihre instinktive Scheu vor der Bühne ein Fehler sei, den sie ablegen müsse, und sie hoffte ernstlich, daß ihr dies gelingen werde. Madame Fouquet hatte sich in demselben Hotel, welches Plat-

toms bewohnten, eine sehr elegante Wohnung in der ersten Etage genommen. Ganz wie Marie Louise von Plattow, so hatte auch Beatrice Fouquet es verstanden, ihren Gemächern eine charakteristische Färbung zu verleihen. Sie stellte ihre Möbel nicht in gradliniger Akkuratess an den Wänden auf, sondern rückte sie mitten im Zimmer zusammen. Sie stellte keine praktisch eingebundenen Bücher in Reih und Glied, sondern brachte überall Vasen und kostbare Schalen mit Blumen an.

Biolette's Wohnzimmer, welches zugleich ihr Schlafzimmer war, lag den eleganten Räumen gegenüber, auf der Rückseite des Hotels und die Fenster schauten nur auf eine enge Gasse, während man aus den Fenstern der Salons eine breite Straße über sah. Indessen war Biolette sehr gern in ihren Zimmern, am liebsten, wenn sie ganz allein sein und ihren Gedanken nachhängen konnte, ohne von Carolinens Geschwätz oder Madame Mortons bedrückendem Schweigen gestört zu werden.

Um die zwölfte Stunde, nach dem Gabelfrühstück, fuhr Madame Fouquet gewöhnlich mit ihrer Tochter spazieren. Das war immer eine Erfrischung. Die Luft war so wundervoll rein und kalt hier und

die Stadt, das Straßenleben, die Menschen so anders als in Italien, Frankreich und England, daß sowohl Beatrice wie ihre junge Tochter sich amüßten und Vergleiche anstellten. Oft ließ die Fouquet auch ihre Gesellschaftsdame mitfahren. Dann thronte Madame Morton in all ihrer stummen aber eindringlichen Respektabilität neben ihr und die ganze Sache nahm sich unbeschreiblich würdig aus. Violette wurde manchmal sehr dringend in ihren Bitten um einen kleinen Ponywagen, wie sie ihn in Mailand gehabt, ein wahres Puppenfuhrwerk mit den kleinsten, getieberten Shetland-Ponies in blau und goldnem Anspann! Aber die Mama sagte, das sähe leichtfertig aus und nicht sehr vornehm und sie hätte ihre Gründe, um solchen Schein zu vermeiden! So rollten sie im stattlichen Landauer lautlos einher und sahen wie der Sonnenschein und der blaue Himmel hier, wie überall, die Welt hinaus ins Freie lockte und wie unter dem Vorwand, den schönen Tag zu genießen, die neuesten Hutfaçons und die theuersten englischen Racepferde ihre Triumphe feierten.

Wenn sie dann nach Hause kamen, folgte ein kleines Diner, bei welchem Gäste fast nie fehlten,

denn Madame Fouquet hatte unter ihren Berufs-  
genossen und Genossinnen viele Freunde und war  
fürstlich gastfrei. Freilich verlangte sie stets, wie  
eine Königin behandelt zu werden, wie eine Höher-  
geborene, die über Neid, Eifersucht und Mißgunst  
erhaben dasteht, deren Vorrechte Jeder anerkennt.  
Da sie aber eine lebenswürdige Art hatte, diese  
Ansprüche zur Geltung zu bringen, so empfing sie  
meist, was sie verlangte. Die Direktion sowohl wie  
die Mitspieler waren ohnehin geneigt diesen Gast  
zu feiern, und hatte sie bei sich einen kunstsin-  
nigen Freundeskreis um sich versammelt, so wurden dafür  
auch ihr zu Ehren mehr Diners, Soupers und  
Feste gegeben, als einer Andern zu Theil geworden  
wären. Denn man hoffte doch sie für immer zu  
fesseln, und sei es um einen hohen Preis. Aber sie  
wich den Anerbieten und Verhandlungen geschickt  
aus, schien aber auch keinen Wunsch zu haben, die  
Stadt schon zu verlassen, sondern entzückte fast jeden  
Abend das Publikum, sei es als Elsa, als Rezia,  
als Norma, Leonore oder Valentine. In allen  
Sprachen heimisch, nach allen Richtungen zu künst-  
lerischer Vollkommenheit ausgebildet, fügte sich ihre  
Stimme ebenso leicht in Rossini's, wie in Wagners

musikalischen Ideengang und im Gegensatz zu ihrer Tochter, war die Bühne ihre Heimat, in welcher sich ihre Natur zu liebenswürdigster Vielseitigkeit entfaltete.

Antonio Contelli hatte seinen Platz ganz unten an Madame Fouquets Tafel. Daheim galt dieser schüchterne Jüngling als geschätzter Tenorist, aber augenblicklich hatte er Ferien und da hatte ihn Madame Fouquet, die seinen Eltern zu Dank verpflichtet war, als Sekretär mit genommen, um dem armen Burschen einen Spaß zu machen. Er war treu ergeben wie ein Fridolin und mit jeglicher Behandlung zufrieden. Madame aus der Ferne anzubeißen und für Violette Alles zu thun, was er ihr nur an den Augen absehen konnte, war das höchste Glück, welches er vom Leben begehrte.

Wenn die Gäste gegangen waren, warf sich Violette in bezaubernder Erschöpfung auf den Divan, zog die Füße ein, schmiegte den dunklen, weichen Lockenkopf in die Kissen und langte sich ein Gedichtbuch heran, denn Violette schwärmte für Gedichte und zwar für des Tonino Contelli Verse, ein Umstand, der diesen Braven bewog, ganze Bände mit mädchenhaft zarten Stanza's zu füllen. „Und es

schläft sich so süß dabei ein!" sagte dann die Elfe, mit unbewußter Malice.

Auch Madame Fouquet pflegte nach Tisch zu ruhen, bis es Zeit war, sich für die Oper zu rüsten. Manchmal begleitete Violette die Mama. Sie that dies sehr gern, denn Violette hatte überall gute Freunde, deren Wohl und Wehe ihr am Herzen lag. Vor den Coulissen ein kleiner Feigling, war sie hinter den Coulissen eine Heldin an Muth, wo es galt Theilnahme oder Tadel zu äußern. Fast im Theater aufgewachsen und mit einem warmen Herzen ausgestattet, waren ihr jene Gestalten in untergeordneten Stellungen, welche die Riesenmaschine in Gang erhalten, immer interessanter gewesen, als die Schauspieler. Diese spielten, Jene arbeiteten. Da waren die Arbeiter, die Maschinisten, die Handwerker, die Diener, die Logenschließer, die ungeschen und unberühmt, um geringen Lohn thätig waren und keinen Dank, geschweige denn Applaus ernteten.

Da es nun aber für Violette nur ein Theater „das Theater“ gab, so war sie von vorn herein überall zu Hause, wo der Kunst ein Tempel errichtet war und meinte überall dieselben Leute vorzufinden, und so erzählte sie heute im Zwischenakt

ihrer Mutter mit dieser nie ermüdenden lebhaften Theilnahme: „Aber denke Dir, Mama, da hat der Logenschließer im zweiten Rang sechs Kinder und das Bein gebrochen.“

„Ah ça, Violette!“

„Und er hat doch erst im November die Blattern gehabt!“

„Die Blattern hatte ja der, in Florenz!“ sagte die Beatrice ärgerlich, „hör' schon auf, Violette, mit Deinem ewigen Geschwätz über diese Leute!“

„Und Mama, ich habe noch etwas! — Hier!“ und sie lief heraus und kam, einen kleinen, alten Herren an der Hand führend wieder, so rasch, daß er kaum zu folgen vermochte.

„Er sagt, Mama,“ rief sie athemlos, „der Herr Musikdirektor sagt, meine Stimme sei ein verkanntes Juwel. War's nicht so? O, Herr Meisterfinger, so reden Sie doch!“

„Pardon, lieber Herr Buchwald,“ sagte die Beatrice, ehe er zu Wort kam, „es giebt auch Juwelen dritten und vierten Ranges. Sie meinen wohl einen Bergkristall.“

„Um Vergebung, Madame, ich meine Diamant.“

Contelli," er lächelte ironisch, „ist freilich nicht der Mann, um das heraus zu finden!“

„Erster Tenor an unserer Oper, Herr Direktor!“ versetzte die Fouquet in hochmüthigem Ton, „trauen Sie uns doch auch ein wenig Urtheil zu. Wie?“

Ein anderer Herr, Violette's Tanzmeister trat herzu.

„Nein, nein," sagte er, "die Kleine bleibt dem Ballet treu. Das, dem Zweifel unterworfenene Talent, muß vor dem außer Frage stehenden zurück treten! Geben Sie das Händchen, welches der Herr Musikdirektor so entschieden festhält nur lieber mir. Es hat einmal eine Taglioni gegeben, aber Violette Fouquet wird sie überstrahlen!“

„Bravo!“ lachte Beatrice, „ganz meine Meinung.“

---

## Achtes Kapitel.

---

„Es ist sehr hart!“ murmelte Violette am nächsten Morgen, als sie sich von ihrem spitzenumsäumten Bettchen erhob und in das weiße, mit blauen Schleifen genestelte Negligée schlüpfte. Einige Thränen funkelten in ihren großen Augen und als sie dieselben im frischen Wasser gebadet hatte, drangen wieder neue hervor.

Diesen Seufzer und diese Thränen weihte sie der Erinnerung an den gestrigen Abend. Dann hellte sich ihr Antlitz auf. Carolina, die Jose, hatte ein silbernes Brettchen mit dem Frühstück für die verwöhnte kleine Dame auf einen zierlichen Tisch gestellt. Die Chokolade dampfte und ein Körbchen mit Zuckerbrezeln spendete frischen Duft. Violette goß sich die Chokolade ein, aber sie nippte nur davon, sie zerbröckelte eine Zuckerbrezel und aß ein Stück-

chen. Dann aber nahm sie das Körbchen und lief damit zum Fenster, öffnete und steckte den Kopf in die kalte Winterluft hinaus.

Sie sah in eine enge, ziemlich dunkle Straße hinab. Hohe Häuser von mürrischem Aussehen, schienen dieser Straße den Rücken zu kehren, als wollten sie nichts von ihr wissen. Das Lärmen und Klingeln des Straßenlebens, das schrille Läuten der Tramway-Führer, das Rasseln eisenbeladener Lastwagen, drang nur wie aus der Ferne hierhinein, und vom blauen Himmel konnten die Bewohner dieses Gäßchens nur einen geizig bemessenen Streifen erblicken. Seltsamerweise hatte das Leben und Treiben dieses engen Gäßchens für Violette mehr Anziehungskraft, als das glänzend bunte Bild, welches die Hauptstraßen und Plätze boten. Sie trockte heute nicht zum ersten Mal der kalten Luft, um nachzusehen, was Jene da unten machten. Denn da unten spielten immer kleine Kinder mit Kreisel und Murmelsteinchen. Fast alle diese Kinder, Bewohner der Kellerwohnungen sahen blaß und schwächlich aus. Einst sah Violette, wie aus einer Kellerwohnung eine mürrisch aussehende Frau herauf kam und einem der Kinder ein Stück Brot

gab. Ein daneben stehendes kleines Mädchen bekam nichts und saß dann, bitterlich weinend auf der Stufe. Madame Fouquets Tochter hatte einen glücklichen, wenn auch etwas polizeiwidrigen Gedanken. Neben ihr stand das, mit Zuckerbrezeln gefüllte Körbchen. Sie holte sich einen großen Wollknaul aus ihrem Arbeitskorbe, band eine Brezel an den Faden und ließ dieselbe dann bis dicht vor die Augen des staunenden Kindes.

In ihrem Eifer bemerkte sie nicht, daß sich ihr gegenüber ein Fenster öffnete, und sich zwischen weißen, gehäkelten Gardinen und einigen Blumentöpfen ein weißes, lächelndes Frauenantlitz herabbeugte, den Verlauf dieser eigenthümlichen Almosen-spendung beobachtend. Von diesem Tage an wiederholte sich derselbe Vorgang jeden Morgen, wobei nur zu verwundern war, daß er der Urheberin noch nicht einen Schnupfen oder einen Verweis zugezogen hatte. Es bildete sich zwischen der jüngsten Generation der Gasse und ihrer jungen Wohlthäterin eine Gestensprache aus, die an Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Da standen sie Alle erwartungsvoll und gaben, sowie das Fenster sich öffnete, durch Armbewegungen zu verstehen, daß alle

größeren Geschwister, deren Raubgier und Ueberlegenheit zu fürchten war, in die Schule abmarschirt seien. Dabei lachten alle die Gesichter und glänzten die zum ersten Stock erhobenen Augen. Hier schleppte ein vierjähriges Schwesterchen noch das dreijährige, krummbeinige Brüderchen herbei, dort sprangen zwei um die Wette nach der herabgleitenden Brezel! Allemal aber öffnete sich auch jenes Fenster gegenüber und die blasse schöne Frau sah lächelnd zu.

Dieses „Publikum“ war denn auch von Violette schon am zweiten Tage bemerkt worden und die Entdeckung beobachtet zu sein, hatte ihr Gesichtchen in Scharlachröthe getaucht. Dann aber warf sie einen verstohlenen Blick nach dem Fenster hinüber, o welch ein Gesicht! So sehen vielleicht die Engel aus, die in langen, weißen Kleidern mit langen, schimmernden Flügeln unsichtbar neben uns einhergehen? Der Blick, der sogleich den Ihrigen traf, war sehr warm und es lag ermutigender Beifall drin. Dann wurde das Fenster geschlossen, und Violette wandte sich mit einem Seufzer ab. Doch ließ es ihr keine Ruhe. Mehrmals am Tage lief sie in ihr Schlafzimmer, um nach dem Fenster zu sehen. Dann sah

sie den, von lichtbraunem, schlichtgeschaiteltem Haar umrahmten Kopf über eine Arbeit oder ein Buch geneigt, hinter dem Blumenstöckchen. Einmal stand auch das Fenster ganz offen und sie konnte in ein leeres, für ihre Begriffe ärmliches Zimmer hineinsehen. Am Nachmittag war dieses Zimmer gefüllt mit braunen und blonden Mädchenköpfen, die sich alle emsig über Arbeiten neigten. Durch die Glasscheiben konnte sie dies nur sehr undeutlich wahrnehmen, sie sah nur die Bewegung näherer Hände und ein durcheinander von Gesichtern und Kleidern.

Nachdem hierüber einige Tage vergangen waren und sie schon von Blicken zu vertraulichem Zunicken gediehen waren, und Violette jedesmal, wenn das Fenster sich aufthat, tiefer erröthete, faßte sie sich eines Tages ein Herz. Sie schrieb auf einen großen Bogen Papier mit Rothstift die deutschen Worte: Ich liebe Sie! — und stellte dies Plakat unter Herzklopfen in ihr Fenster. Damit aber war das Eis gebrochen. Jetzt wußte Violette schon, daß ihre Freundin Lydia heiße und daß sie Unterricht in feiner Stickerie ertheile. Sie war ferner zu der ihr vierzehnjähriges Herz beseligenden Ueberzeugung gelangt, daß diese Lydia auch sie liebe, es blieb nur

noch der eine Wunsch, in ihre Nähe zu gelangen. Aber wie war dies zu bewerkstelligen?

Carolina, welche hereinkam, um die Toilette des Fräuleins zu vollenden, unterbrach diese Betrachtungen.

„Der Herr Balletmeister sind wohl jetzt recht scharf?“ sagte sie, mit einem Blick auf das Frühstücksgeschirr.

„Weshalb?“ rief Violette schnell.

„Nun, daß Sie solch einen guten Appetit haben,“ brummte Carolina, welche sonst die übrigen Zuckerbrezeln als ihren speziellen Trost für die Missern des Frisirens betrachtete.

„O, nein,“ versetzte Violette erröthend, „mein Appetit ist nicht groß. Ich verschenke die Brezeln an arme Kinder.“

„An arme Kinder?“ — rief die Jose indem sie sich im ganzen Zimmer umsah.

Als Violette's Locken aufgebunden und ihre kleinen Filzandalen gegen ein Paar türkische, goldgestickte Saffianschuhe vertauscht waren, blickte Madame Morton ins Zimmer und sagte, die Mama wünsche ihre Tochter augenblicklich zu sehen.

Violette flog davon. Mit federleichter Elastizität

zität sprang sie wie ein Elf in den Salon und blieb dann plötzlich, wie versteinert stehen.

Denn, o Himmel, dort saß ein ältlicher glatt-  
rasirter, wohlbekannter Herr, dessen Anblick ihr die  
Kümmernisse des gestrigen Abends wieder zu Ge-  
müth führte . . . und dieser Herr rückte seine Brille  
zurecht und betrachtete sie mit dem forschenden Blick  
eines Handelsgärtners, der eine neue Rose mustert,  
die er in seinen Garten aufnehmen will.

„Nun, Violette,“ sagte Madame Beatrice, „be-  
danke Dich schön! Du erhältst die Erlaubniß nächsten  
Dienstag im Elfentanz mitzuwirken.“

„Es ist — sehr freundlich,“ flüsterte Violette  
gehorsam, aber mit einem kleinen Seufzer, „ich bin  
nur noch so dumm . . .“

Sie sah so allerliebft aus, wie sie das sagte und  
in einiger Verwirrung, den Finger am Kinn da-  
stand, daß der Herr, sich erhebend lächelnd sagte:

„Wir werden einer so jugendlichen Künstlerin  
einiges Ungeschick vergeben!“

Als er dann gegangen war, sagte Madame  
Fouquet ruhig:

„Das wäre abgemacht. Es ist schon spät,  
Violette, und Du noch im Morgenanzug? Lasse Dir

von Carolina das stahlgrüne Tuchkleid anziehen, ich will mit Dir eine Visite bei der Fürstin Menardi machen.“

„Ach!“ sagte Violette mit kläglichem Miene, „auch das noch, Mama? Magst Du sie gerne? Sie ist so schrecklich gelb.“

Beatrice lachte.

„Sie ist der goldene Schlüssel zu den ersten Salons der Stadt. Herzchen, sieh nicht so incapable aus. Es ist hier nicht leicht, einen solchen Schlüssel finden. Was giebt's?“

Der Diener war eingetreten und überreichte eine Karte.

„Bobbie!“ las Violette, über die Schulter ihrer Mutter. Es war mit Bleistift geschrieben.

„Bobbie!“ kreischte der Papagen in zorniger Aufregung und alle seine grünen und rothen Federn sträubten sich.

„Ah!“ rief Madame Fouquet lebhaft, „wo ist er? Weshalb kommt er nicht?“

„Madame,“ stotterte der Diener, „hatten befohlen — wollten ausfahren.“

„Sie großer Esel!“ rief die Beatrice mit dem

Füßchen stampfend, „laufen Sie, holen Sie ihn von der Straße wieder herauf.“

„All right, Madame, da bin ich! Sir George läßt sich so leicht nicht abweisen!“

In der offenen Thüre stand ein Mann, den man, wenn man ihn einmal gesehen, sobald nicht wieder vergaß. Ein Adonis? — Ein Apoll? . . . O Himmel, nein! Vielleicht eher ein Cyclop, dem Vater Gephästus Urlaub gegeben hatte.

Und doch gab es Leute, die behaupteten, dieser Sir George sei ein schöner Mann.

Er war vor allem keine elegante Erscheinung, kaum salonfähig, breit, kurz mit muskulösen Gliedmaßen, in einen braunen Lederanzug gekleidet, dessen seitwärts geknöpfte gelbe Gamaschen das Bild eines englischen Squire vollendet hätten, wenn nicht ein künstlerhaftes rothseidenes Halstuch und ein großer, zerdrückter Rembrandhut aus schwarzem Plüsch einen etwas komödiantenhaften Eindruck gemacht hätten. Er hielt den Kopf hoch wie ein Bühnenspanier. In seinem braunen Antlitz, welches sich vielleicht noch am besten mit einem Beethovenkopf vergleichen ließ, leuchteten schwarze Augen mit intensiv brennendem Blick. Sein buschiges, wildes Haar war

hier und da mit grau gemischt und fiel ungeordnet, in Büscheln über eine mächtige gedankenreiche Stirn. Wenn er sich ruhig verhalten hätte, so würde man mit Staunen wahrgenommen haben, daß dies stark markirte Antlitz Züge von vollendeter männlicher Schönheit und Kraft trug, aber er verhielt sich nie ruhig. Er schnitt beständig die ingrimmigsten Gesichter, Grimassen welche wie Blitze über das bewegliche, groteske Antlitz hinzuckten, dazu zwinkerte er mit den Augen, rümpfte die Nase und zog die Stirn in Falten, was bei der lederartigen Beschaffenheit seiner Haut, dem ganzen Antlitz ein schauderhaft verrunzeltes Aussehen verlieh.

Und auf diesen Mann, wie er so da stand, breitspurig und ärgerlich grunzend, eilte Beatrice zu, wie eine flüchtige Antilope, mit einem Satz — ihr ganzes Antlitz strahlte von Lachen und einer großen, ungekünstelten Freude. Sie faßte mit ihren weißen Händen in die Wildniß seiner widerspenstigen Mähne, bog den unschönen Kopf zu sich herab und küßte ihn mit Anmuth auf die Nase. Dann aber beugte sie sich herab, ergriff seine Hand und hatte, ehe er es hindern konnte, einen Kuß darauf gedrückt.

„Mein alter Freund!“ rief sie dabei.

„Thorheit!“ rief er, zwischen Zorn und Rührung schwankend und stampfte mit dem Fuße, „wollen Sie mich zu einem Methusalem machen, Madame? Kommt, kommt, laßt Euch ansehen! Das ist die kleine Violette? Die Kleine? Confounded! Aus Würmchen werden Schmetterlinge. Das ist ein wahres Wort! Nun? Das Frätzchen erkennt mich wahrhaftig nicht wieder! Halten Sie so Ihre Treueschwüre, Miß Colibri? Wer gelobte mir vor sieben Jahren mit allen Eiden des Continents, meine Frau werden zu wollen?“

„Ach!“ flüsterte Violette erschrocken, dann überkam sie unbeschreibliche Lachlust. Sie drehte sich um und lief davon.

„Bravo!“ sagte er, „schlechte Erziehungsgeschäfte gemacht — Eh? Am Ende sind Sie auch erschrocken, Beatrice?“

„Ich erschrocken? Und über Sie? Ach!“

„Nun, dann erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist, in diesen sieben Jahren.“

„Ja, sieben Jahre, Sir!“ sagte sie vorwurfsvoll, „wo haben Sie sich in all dieser Zeit herumgetrieben?“

„Ich war meistens als Einsiedler in Jersey,

habe dort einige neue Opern komponirt und hoffe, Sie machen dieselben populär.“

„Mit Verlaub, nein! Ich denke noch an die Aufführung Ihrer ersten Oper, ‚Der Fledersittich‘, wo das Publikum der kleinen Stadt immer ‚falsch, falsch!‘ schrie.“

„Dummheit!“ brummte er, „weshalb denn falsch?“

„Nun, weil es eben nicht ganz ‚Die Fledermaus‘ war!“

„Das ist Ihre Fantasie, Beatrice!“ knurrte er, die Stirn runzelnd, während sich sein Mund zum gutmüthigsten Lachen verzog, „es giebt auf der Welt kein böshafteres Weib als Sie.“

„Und doch,“ fuhr sie sanft fort, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, „ist mir, als hätte ich keine Musik mehr gehört, seit ich Sie nicht mehr hörte.“

„Eh, Schmeichelfrage, jetzt erzählen Sie nur von Ihrem Leben!“

Sie that es, mit einer gewissenhaften Genauigkeit, zu welcher sich ihr lebhaftes Naturell sonst nicht herabließ. Dann entrollte auch er das Bild eines sehr wunderlichen Lebens, dessen Held die ihm

durch Geburt und Reichthum angewiesene Sphäre ignorirend, sich zu den niedrigsten Volksklassen herabließ, dort sein Vergnügen, seine Freunde, seine Erlebnisse findend.

Während er sprach, stand er von Zeit zu Zeit auf und sah sich zerstreut im Zimmer um, als suche er Etwas. Madame Fouquet erhob sich endlich ebenfalls, faßte ihn am Arm, führte ihn in den anstoßenden Salon und direkt vor den Flügel.

„Hier, mein Freund,“ sagte sie liebenswürdig.

Er fuhr mit der Hand durchs Haar und stöhnte.

„Natürlich!“ sagte er, „wie sie mich kennt, die Betty! . . . nun haben Sie ein wenig Geduld. Rührte keinen Ton an, seit vierundzwanzig Stunden, die durstige Seele fordert ihre Erquickung.“

Und seine Finger liefen präludirend über die Tasten und griffen dann die ersten, mächtigen Akkorde einer Beethoven'schen Sonate.

Die Fouquet warf sich in einen Sessel, faltete die Hände und lauschte . . . o, er spielte wundervoll. Man fing an, ihn zu begreifen und zu würdigen, so wie man ihn am Klavier sah. Ja, man fing an, ihn schön zu finden, denn jetzt war sein Gesicht ruhig, majestätisch, vergeistigt. Er spielte

kraftvoll und doch weich, wie das Meer rauscht, oder wie der Sturm in alten Bäumen braust.

Als er geendet, stand die Fouquet auf, trat neben ihn und legte ihre Hand auf seine Schulter. Sie sah unruhig und erregt aus, er schien sie kaum zu sehen.

„Ach, Sir George, wenn ich Ihr Spiel wieder höre, erhebt sich in meinem Herzen ein Zwiespalt . . . es hört sich an, wie eine drohende, vorwurfsvolle Stimme, die mich warnen will!“

„Was in aller Heiligen Namen haben Sie da herausgehört, Madame? . . . Sie sehen mich an wie das böse Gewissen. Was ist?“

„Sie wissen, wessen Hand mich emporhob, daß ich den Lorbeer erreichen und pflücken konnte . . .“

„Meinen Sie mich?“ fragte er und zog seine Stirn in wahrhaft klassischen Faltenwurf zusammen, „so schwärzen Sie doch nicht so poetischen Unsinn!“

„Ihnen,“ fuhr sie unbeirrt fort, „gebührt daher ganz zuerst das Bekenntniß: Ich beabsichtige diesem Lorbeer untreu zu werden.“

„Das heißt?“

„Ich will mich verheirathen.“

„Sie? Und wer ist der unglückselige Mann?“

„Bah, Sie Schmeichler,“ lachte die schöne Frau liebenswürdig, „glauben Sie, daß es einem Mann nicht möglich sein wird, mit den Capricen einer Beatrice Fouquet fertig zu werden? Was Albert Fouquet unternahm, kann ein Anderer getrost wagen.“

„Very well, wer ist's?“

„O, vielleicht noch Niemand, vielleicht nur eine Idee! . . . und wer weiß? Als ich Ihr Spiel hörte, erfaßte mich eine sonderbare Beklommenheit . . . ach! wir vertauschen das Leben gegen ein Vegetiren, die idealsten Träume gegen ein Crème-Recept, den Parnasß gegen den Sparherd!“

„Crescendo!“ rief er in die Hände klatschend, „das war eine Rossini'sche Arie ersten Ranges. Und jetzt, Madame Beatrice, steigen Sie herab in die unterste Schicht Ihrer idealen Träume, geben Sie mir ein Glas Claret, wenn Sie barmherzig sind!“

„Ich wünschte, sie tränken weniger,“ sagte sie ernst.

„Seien Sie doch nicht so geizig, Beatrice!“

Sie kehrten ins andere Zimmer zurück, wo Madame Morton in unbeweglicher Grandezza saß und arbeitete. Die Fouquet klingelte. Sir George trank ein großes Glas Claret, als sei es Wasser

und hielt ihr dann das leere Glas wieder hin. Aber sie stellte die Kristallflasche fort, trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm. Ihre großen Augen blickten ihn forschend an.

„Wenn Sie so trinken, Sir, dann haben Sie irgend einen Kummer, eine Aufregung, einen Zorn. Was haben Sie, Sir George?“

„Nichts, neugierigstes aller Weiber!“

„Weshalb sind Sie überhaupt nach Berlin gekommen?“ fragte sie rasch, „um mich zu sehen, kamen Sie nicht . . . das hätten Sie in diesen sieben Jahren bequemer ausführen können und es ist Ihnen nicht eingefallen. Freilich, wozu auch? Unsere Freundschaft, oder ich sollte sagen meine Freundschaft . . . denn ob ich Ihnen etwas bin, das weiß ich nicht.“

„Good Heaven! Sie setzt es darauf an, daß ich ihr eine Liebeserklärung mache,“ rief er mit resignirter Miene und ließ sich in einen Sessel fallen.

„O, seien Sie schon ruhig! Nichts Derartiges. Ich wollte ja im Gegentheil sagen, daß meine Freundschaft keines Wiedersehens bedarf, um immer dieselbe herzliche, dankbare . . .“

„Abgeschmackt!“ unterbrach er sie, „sagen Sie

mir lieber, was ist das für ein großes, dickes Buch?"

„Ein Adreßbuch der Stadt.“

„Geben Sie es mir. Ich will etwas nachschlagen.“

„Wo wohnen Sie, Sir?“

„Das wird sich finden. Ist dies Hotel gut?“

„Ah, vortrefflich.“

„Natürlich, da die Fouquet hier wohnt! Wieviel Geld werfen Sie wohl jährlich für den goldenen Rahmen ihres Lebensbildes zum Fenster hinaus?“

„Bah, wozu fragen Sie danach!“

„Wird Ihr künftiger Gatte Ihre Schulden bezahlen?“

„Gewiß, wenn er ein Kavaliere ist, woran zu zweifeln ich keine Ursache habe!“

Sir George sagte nichts mehr. Er blätterte in dem Buch. Die Fouquet war neugierig, aber ein sonderbarer Respekt hielt sie davon zurück, jetzt hinzulaufen und über seine Schulter zu blicken, dem herabgleitenden Finger seiner Rechten folgend.

Da! Der Finger stockte. Ueber sein Gesicht zuckte es hin, wie blendende Blitze. Er warf das Buch zu, stand auf und nahm seinen Hut.

„Ich gehe, Beatrice. Wahrscheinlich nehme ich mir hier ein Zimmer. Auf Wiedersehen!“

Damit ging er, ohne weitere Ceremonieen, hinaus. Die Fouquet klingelte nach Carolina. Es war die höchste Zeit Visitentoilette zu machen. Doch war sie heute merkwürdig geduldig beim Frisiren. Ihre Gedanken beschäftigten sich noch mit ihm, der eben gegangen war.

Sir George D'Killoran war es gewesen, der als junger, excentrischer, wunderlicher Grundherr auf Jersey zuerst bemerkt hatte, daß die kleine Beatrice, oder wie sie gewöhnlich genannt wurde, Betty, eine kostbare Stimme habe.

Wer war Betty? Im Grunde wußte es Niemand. Sie war von dem im Dorfe lebenden katholischen Geistlichen unter dem Titel einer Nichte ins Haus genommen worden. In Wirklichkeit lebte sie als Aschenbrödel, mußte die Ziegen und Gänse füttern und weiden und lief den lieben langen Tag barfüßig umher. Jersey lag in einer der ärmsten und wildesten Gegenden Irlands. Das Volk hungerte sein Pfarrer hungerte und da war es nur recht und billig, daß Betty auch hungerte. Es wurde Sir George sehr leicht, den Pfarrer zu überreden ihm

das elternlose Kind zu überlassen. Er schickte sie direkt nach Italien zu einer ihm bekannten Familie in Mailand. Diese guten Leute erzogen sie und bildeten sie für die Bühne aus, an der sie selbst thätig waren, und diese Leutchen waren die Eltern des Antonio Contelli.

Als Sir George seinen Schützling wieder sah, war sie bereits eine junge Sängerin von Ruf, die Gattin des Albert Fouquet und Mutter eines Kindes. Für ihren Wohlthäter hatte sie eine enthusiastische Dankbarkeit bewahrt, welche ihr siegreich beistand, seine Wunderlichkeiten zu übersehen, seinen Spleen zu ertragen. Manchmal stritt sie mit ihm, manchmal beklagte sie sein vergeudetes Leben, manchmal erfaßte sie der Uebermuth und sie lachte über ihn, aber nie und auch heute nicht vergaß sie, daß seine Hand es gewesen war, welche ihr den Weg aus dem Staube der Frohnarbeit auf die Höhe des Ruhmes und der Freiheit geöffnet hatte.

---

## Neuntes Kapitel.

---

Als Violette am nächsten Morgen den Faden um die Zuckerbrezel knüpfte und den verheißungsvollen Kringle vorsichtig hinabgleiten ließ, war das Fenster vis-à-vis schon geöffnet und die schöne, sanfte Frau, deren Gesicht einen so magnetischen Zauber auf Violette's Herz ausübte, beugte sich heraus und nickte ihr lächelnd zu, und Violette's Blick hing wie gebannt an diesen reinen, vergeistigten Zügen, denen ein innerer Friede so unbeschreiblich wohlthuenden Ausdruck verlieh. Sollte sie sich ein Herz fassen und sie anreden? Die Gasse war ja so eng! Sie zögerte und erröthete und konnte zu keinem Entschluß kommen, und bei diesem Bedenken kam die Brezelfahrt ins Stocken, das zuckerbestreute Almosen blieb schaukelnd mitten auf dem Wege schweben.

Was bei dieser Geduldsprobe die Gefühle der jungen Straßenbewohner unten sein mochten, bleibe dahin gestellt. Violette hatte die Brezel ganz vergessen, als das Klirren eines Fensters im Parterre sie plötzlich veranlaßte, hinabzublicken. O Himmel, eine große Hand streckte sich da unten aus dem Fenster, ergriff die Brezel und zog sie ins Zimmer . . . der Wollfaden zerriß, die Kinder erhoben ein Wehgeheul.

Violette war so erschrocken, daß sie förmlich zitterte. Es war ja recht merkwürdig, daß ihr Lieblingsport erst heute diese jähe Unterbrechung erlitt, sie aber hatte sich eine solche Möglichkeit in gedankenlosem Leichtsinn nie überlegt. Madame Beatrice pflegte oft zu sagen, ihre Tochter sei das unbesonnenste Geschöpf von der Welt.

Sowie sich nun Violette einigermaßen von ihrem Schreck erholt hatte, sah sie verstohlen nach dem Fenster hinüber. Dort stand die blasser Frau mit einem Antlitz, dessen Ausdruck Violette nie vergaß, ein Entsetzen, welches es förmlich versteinerte, lag darauf ausgeprägt. Sie hielt sich mit beiden Händen an der Fensterbrüstung, ihr Blick irrte wie

abwesend umher. Was war ihr geschehen? Was hatte sie gesehen?

Violette hatte nicht bemerkt, daß Carolina, die im Zimmer aufräumte, auch hinzugetreten war.

„Ach, dort also wohnt sie,“ sagte die Jose, „aber schließen Sie doch das Fenster, Fräulein Violette, die kalte Luft ist nichts für Sie.“

„Dort wohnt sie, sagst Du? Carolina, was weißt Du denn von ihr?“

„Nun ich begegne ihr manchmal. Sie kommt immer die rückwärtige Treppe hier im Hotel herauf.“

„Hier, hier im Hotel? Carolina! Was thut sie hier?“

„Sie ertheilt einer jungen Dame, die hier wohnt, Unterricht in Paramentenstickerei.“

„Was ist das?“ rief Violette schnell.

„Nun, die gestickten Decken und Behänge für die Kirchen.“

„Carolina! Ich will auch lernen gestickte Behänge für die Kirchen arbeiten!“ rief die junge Dame mit Begeisterung, „hörst Du wohl? Ich werde Mama darum bitten!“

„Das wird was Schönes werden, Fräulein Violette! Wissen Sie aber was mir der Herr Ober-

fellner sagte? Diese Dame trägt denselben Namen wie Sie.“

„Was? Wie ich?“

„Ja, sie heißt Fräulein Fouquet. Er fragte mich, ob es eine Verwandte von Ihnen sei. Lieber Himmel, nein, sagte ich. Solche pauvere Verwandte haben wir nicht.“

„Carolina, um Himmelswillen, spüte Dich mit meiner Toilette! Binde meine Locken rasch zusammen, aber rasch! Und das blaue Tuchkleid . . . ich muß zu Mama! Schnell, schnell. Wie spät ist es? Zehn Uhr? O, ich habe wieder etwas zu lange geschlafen.“

Als Violette aber in den Salon kam, erklangen aus dem Musikzimmer die Triller und Läufer einer schweren musikalischen Uebung. Wenn Beatrice Fouquet sang, durfte sie nicht gestört werden. Mit einem Seufzer kehrte Violette um.

Sie verbrachte diesen ganzen Tag in erwartungsvoller Spannung. Immer war ihr, als müßte die Thüre sich öffnen, jene Lydia eintreten und sagen: Nun, hier bin ich!

Statt dessen blieb auch am nächsten Morgen das Fenster geschlossen, die Gardine herabgelassen. Wohl zehn Mal lief Violette im Laufe dieses Tages

an ihr Schlafstubenfenster und immer noch hing drüben der weiße Vorhang vor den Scheiben. Lydia mußte also krank sein. Krank! Und dabei so einsam, so verlassen in diesem alten, dunklen Hinterhause, ohne Sonne, ohne Licht, ohne Trost!

Madame Fouquet nahm ihre Tochter fast stets mit, wenn sie in Gesellschaft ging, aber heute Abend fand der große Ball im Opernhause statt und da mußte Violette denn doch zu Hause bleiben. Die Beatrice hatte erwartet, Violette werde das Köpfchen hängen lassen, aber statt dessen war sie lustig wie ein Vögelein, half die Mama schmücken, legte selbst den Mantel um die feenhafteste Erscheinung und küßte ihr die Hand.

„Mamina, Du siehst aus wie eine Eisblumenkönigin! Die Spitzen sind wirklich märchenhaft, weiß, glitzernd, wie gefrorene Zacken und Blumen, und dazu die Brillanten! Du bist noch nie so schön gewesen, Mamina, Du wirst hundert Herzen brechen!“

„Eins genügt!“ versetzte Beatrice Fouquet lächelnd, „Adieu! Laß Dir die Zeit nicht lang werden. Kommen Sie, Madame Morton!“

Diese strenge Dame hatte nämlich Befehl, ihre junge Herrin zu begleiten. In einem starren, tief-

violetten Brokat-Gewande rauschte sie zur Thüre hinaus.

Kaum waren sie fort, so rief Violette:  
„Carolina!“

Die Jose erschien.

„Geschwind einen Hut und Mantel, Carolina . . . Du weißt, ich versprach Dir ein gesticktes Band, wenn Du mich begleitest!“

„Aber Fräulein, es ist ja schon ganz dunkel.“

„Zawohl, und da liegt sie ganz allein und krank, denn hat nicht der Oberkellner gesagt, daß sie heute nicht hier gewesen ist? Komm, Carolina, sei gut.“

Carolina war gutmüthig, und ließ sich bereden. Violette unternahm die kleine Expedition mit klopfendem Herzen. Zum ersten Mal betrat ihr Fuß die schmale Gasse. Der Oberkellner, dies allwissende Genie, hatte auch gesagt, Fräulein Fouquet lebe in Frau Haferbergs Damenpension. Es war daher nicht schwer, in dem großen, düstern Hause den richtigen Weg zu erfahren. Die Treppen waren eng und steil und schlecht beleuchtet und kaum vermochte man auf der Messingplatte an der Thüre zu lesen: Wittwe Haferberg. Damenpension.

Ein Mädchen öffnete und Violette fragte mit versagender Stimme nach Fräulein Fouquet.

„Die ist garnicht ganz wohl,“ sagte das Mädchen mürrisch.

„O, aber sie wird mich doch sehen, da, bringen Sie ihr meine Karte!“

Das Mädchen kam sehr bald wieder und sagte weit freundlicher, das Fräulein solle nur kommen.

„Hole mich in einer Stunde wieder ab, Carolina, hörst Du?“ und Violette lief dem Mädchen immer voran. Sie öffnete selbst die Thür und trat in das Zimmer, welches beim Schein einer kleinen Lampe noch ärmllicher aussah, als durch den Schleier der weißen Vorhänge. Dennoch entbehrte es nicht einer gewissen harmonischen Gemüthlichkeit. Auf einem großen schwarzen Lehnstuhl saß, eine Decke über den Knien, ein Kissen im Rücken, die Bewohnerin des Stübchens und streckte Violette eine feine, abgemagerte Hand entgegen, wobei ein heller Schein in ihren Augen aufzuleuchten schien:

„Mein liebes, liebes Kind! So hat Dein Herz Dich doch zu mir geführt!“ sagte sie.

Die Worte waren deutsch, aber in sehr fremdem Dialekt gesprochen. Violette hatte das Deutsche mit

großer Mühe und wenig Lust soweit gelernt, daß sie sich leidlich verständlich machen konnte, half sich aber meist Französisch durch. In diesem Augenblick aber faßte sie den Entschluß, fortan die Sprache völlig zu erlernen, denn Lydia hatte sie ja in derselben begrüßt! Einen Augenblick zögerte sie, dann flog sie herbei, ihre Arme umschlangen die Leidende, ihre weichen, warmen Lippen drückten sanfte, aber inbrünstige Küsse auf die Wange der Freundin.

„Ich dachte mir, daß Sie krank sein müßten! O, was ist es? haben Sie sich erschreckt? Wurde Ihnen ohnmächtig? Ich sah es, grade als ich die Brezel herunterließ . . . war es das?“

„Vielleicht . . . ich leide manchmal an Herzkrämpfen. Aber sie gehen vorüber.“

„Ich habe solche Angst um Sie gehabt und jetzt ist Mama zum Ball; da bin ich gekommen!“

„Und weißt Du auch, zu wem Du gekommen bist?“

„Das möchte ich gerne wissen! Was sind Sie uns? Eine Verwandte.“

„Ich bin eine Schwester Deines Vaters.“

Es war zuerst, als könne sie das nicht begreifen. Dann sammelten sich heiße Thränen in ihren Augen.

„D, das hätten Sie mir längst, längst sagen sollen . . .“ stammelte sie.

„Liebling, ich habe ja erst vorgestern zufällig erfahren, daß wir denselben Namen führen. Ich habe nie gefragt, wie meine junge Freundin heiße. Du schriebsst nur ‚Violette‘ in Dein Fenster. Vorgestern nur als ich in das Hotel ging um Fräulein von Plattow Unterricht zu ertheilen, hielt mich der Oberkellner an, und fragte mich, ob ich wisse, daß Madame Fouquet und Fräulein Violette Fouquet im Hotel wohnten. Ich fragte nach und erfuhr Deines Vaters Taufnamen . . . so hieß mein einziger Bruder, den ich nie gekannt habe!“

Violette lehnte immer noch ihren Kopf an die Freundin und wiederholte: „Meine Tante! Meine Tante! Aber nein!“ unterbrach sie sich plötzlich, „es kann nicht sein! Tanten sind immer alt, grau und häßlich und Sie sind so schön!“

Lydia lächelte.

„Es freut mich, wenn ich Dir so erscheine Liebling!“

„Ja, ja, ganz wunderschön! Aber nun möchte ich so Vieles wissen . . . wenn es Sie nicht müde macht, es mir zu erzählen.“

„Nein, gewiß nicht. Ich kann mir denken was Du erfahren möchtest: wie es kommt, daß Du nichts von meiner Existenz gewußt hast, daß ein Zufall uns zusammen führte. Es ist eine traurige Geschichte, aber ich kann sie sehr kurz fassen. Meine Mutter war die Tochter eines deutschen Geistlichen, welcher in Paris angestellt war. Er war ein sehr strenger Calvinist und hatte meine Mutter in denselben Ansichten erzogen. Sie war lebhaft, entschieden und von leidenschaftlicher Gemüthsart. Sie haßte die Katholiken und verachtete die Lutheraner. Ich muß dies vorher sagen, Liebling, obgleich ich wünschte, ich brauchte es nicht zu erwähnen. Ihr Stolz, ihr Geist und ihre hohe Schönheit waren in weiten Kreisen bekannt. Als sie achtzehn Jahr alt war, bemerkte sie häufig einen jungen Mann in der Kirche, welcher sehr andächtig zu sein schien. Sie machte dann seine Bekanntschaft. Er hieß Albert Fouquet und war Arzt. Sie gewannen sich sehr lieb und da ihr Vater ebenfalls sehr freundlich gegen ihn war, faßte er sich ein Herz, und bat um ihre Hand, wobei es freilich zum ersten Mal zur Aussprache kam, daß er zur römischen Kirche gehöre. Indessen sagte er, daß er weit davon entfernt sei,

der Kirche seiner Geliebten feindlich gegenüber zu stehen. Nun, ich will es kurz sagen, sie heiratheten sich. Meine Mutter war beseelt und begeistert von der Idee, ihn für ihre Kirche zu gewinnen. Sie hatte sich getäuscht, und trat in ein Leben voll harter, bitterer Kämpfe. Sie mußte zusehen, daß ihr erstes Kind, und das war Albert, Dein Vater, von römischen Priestern getauft ward, daß ihre leidenschaftlichen Gegenreden erfolglos blieben. Sie glaubte den Verstand verlieren zu müssen. Es war ihr nicht anders, als hätte man ihr den Knaben für ewig geraubt, seine Seele der Verdammniß überliefert. Verwandte ihres Mannes, welche sich in ihr Leben, in die Erziehung des Knaben mischten, und ihren Mann beständig gegen sie aufstachelten, trieben sie völlig zur Verzweiflung. Fünf Jahre ertrug sie das. Mittlerweile war ihr Vater gestorben, sie hatte Niemand mehr in der Welt. Da verließ sie eines Tages, obwohl sie sich krank zum Sterben fühlte, heimlich Paris und entfloh nach England, und hier, in einer kleinen Stadt, in einem elenden Gasthause wurde ich geboren und von einem herbeigerufenen kalvinischen Prediger getauft. Der Gedanke, daß sie ihr zweites Kind „vielleicht“ ,retten‘

könnte, wie sie es nannte, hatte sie es zu diesem verzweifelten Schritt getrieben. Und siehe, Violette, so ist es gekommen, daß wir uns erst heute kennen lernen, denn niemals sah meine arme, unglückliche Mutter ihren Gatten und ihren Sohn wieder, nie erfuhr ich, was aus Beiden geworden. Wir lebten still und ruhig in unserem englischen Städtchen und da meine Mutter talentvoll, sehr unterrichtet und willenskräftig war, so hatte sie sich bald durch Unterricht in Sprachen, Musik und feine Arbeiten ein festes Einkommen gesichert. Nebenbei unterrichtete sie mich auf das Sorgfältigste, in der Hoffnung mich zur Erzieherin heranzubilden.“

Die Erzählerin stockte plötzlich.

„O, weiter — weiter!“ bat Violette, wie Kinder bitten beim Märchenerzählen, „was wurde dann? Burden Sie Erzieherin? Und bei wem?“

„Liebling . . . ich fürchte, ich muß jetzt aufhören. Meine Erzählung wurde doch länger als ich dachte, und ich fühle mich etwas matt. Es ist auch die Hauptsache erzählt. Was später kommt, dürfte Dich kaum interessieren. Ich wurde nicht Erzieherin sondern Gesellschafterin einer Fürstin Menardi.“

„Die alte Eccellenza!“ rief Violette, die Hände zusammenschlagend, „Lydia! War sie gut gegen Sie? O, nur das noch!“

„Sehr gut!“

„Wahrlich!“ sagte Violette feierlich, „ich will sie von jetzt an von ganzem Herzen lieben!“

Da entstand eine Pause. Die Sprecherin war wirklich erschöpfter, als sie zugeben mochte. Ihre Hände waren eiskalt. Dagegen glühte ihre Stirn wie im Fieber. Sie versuchte Violette's besorgte Blicke von sich abzulenken indem sie sagte:

„Nun lasse mich ein wenig von Dir hören mein Kind.“

Statt der Antwort sprang Violette wieder auf und legte liebevoll die Arme um den Hals Lydia's:

„Arme Lydia! Arme Lydia! So ganz allein, und krank und verlassen! O, wenn ich mir das denke!“

„Es ist nicht so schlimm, wie Du Dir denkst. Ich bin arm und unbekannt und habe doch viele Freunde, die sich meiner gütig annehmen würden, wenn mir ernstlich etwas fehlte! Wenn Du mich wieder besuchst, so werde ich Dir hoffentlich keinen so trübseligen Eindruck machen. Ich habe ja nur

Ursache, Gott zu danken, der mir immer wieder Freude in mein einsames Leben schickt, und mir täglich zeigt, daß wir nichts zu thun brauchen, als was unsere Pflicht von uns verlangt. Kraft und Freudigkeit giebt Er dann in reichem Maße und den Frieden eines guten Gewissens.“

Violette seufzte tief auf.

„Ich will ja auch meine Pflicht thun,“ sagte sie kleinlaut, „aber ich verspüre nichts von Freudigkeit. Wird das noch kommen, meine süße Lydia?“

Ein wenig verwundert versetzte diese:

„Und welche Pflicht siele Dir denn so schwer?“

„Ich komme zum Ballet, wissen Sie.“ Ein tiefer Seufzer.

„Zum Ballet!“ wiederholte Lydia, wie im Traume. Hiervon hatte sie ja keine Ahnung gehabt. Dies junge, zarte, anschniegende Wesen lag noch in ihren Armen, die klaren, veilchenblauen Augen waren zu ihr aufgeschlagen, sie blickte dahinein, wie in einen tiefen, ruhigen See, den noch nie ein Sturm getrübt hatte, und sie wiederholte mechanisch: „Zum Ballet!“

„Ach ja, sie sagen, es sei meine Pflicht, mein Beruf . . . und es wird wohl so sein. Aber ich

bin thöricht und furchtsam, ich kann mich nicht überwinden. Wann wird die Freudigkeit kommen Lydia? Ich bete jeden Abend Lydia, soll ich um Freudigkeit beten, Lydia?"

„Mein Kind, bete lieber, daß Gott Dir solch Loos ersparen möge. Deine Pflicht? Nein, wahrlich das kann Deine Pflicht nicht sein! Den Weg der Eitelkeit und Augenlust heißt Gott uns niemals gehen. Von diesem großen, schweren Irrthum, Liebling, muß ich Dich befreien. Ich will Dich nicht zum Ungehorsam oder Eigensinn anstacheln, thue was von Dir verlangt wird, aber bitte Gott ohne Unterlaß, er möge Dir solch einen Beruf ersparen.“

„O, Lydia!“

Eine lange Pause, dann sagte Violette indem sie aufstand:

„Ich muß nach Hause gehen und nachdenken, mein Kopf ist ganz wirr! Darf ich wirklich hier um bitten? O, Lydia!“

Schon einige Mal hatte das Stubenmädchen an die Thüre gepocht, zum Zeichen daß Carolina draußen warte. Viel stiller und nachdenklicher, als sie gekommen, verließ Violette ihre neuentdeckte Ver-

wandte. Sie schritt über die enge Gasse und kam hinauf in ihre Wohnung, sie wußte nicht wie.

Sie warf sich in ihrer Lieblingsattitude auf den Purpurdivan, zog einen Schleier über die Lampe und stützte den Kopf in die Hand. Zu ihren Füßen schlief Charlie, den glatten, braunen Leib zu einer Kugel zusammengerollt, neben ihr auf der vergoldeten Stange saß Tom und hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt. Eine goldne Stuhluhr auf dem Kamin tickte, sonst war Alles still.

Als Madame Fouquet vom Ball nach Hause kam, fand sie ihre Tochter eingeschlafen auf dem Divan. Ihre Hände waren gefaltet, auf ihren rothigen Lippen lag ein Lächeln. Mitten in ihrem neuen, wunderbaren, unglaublichen Gebet, war sie eingeschlafen, aber ihre Seele war auch im Traum erfüllt davon.

---

## Zehntes Kapitel.

---

Madame Fouquet war nicht sonderlich erbaut von den Abenteuern ihrer jungen Tochter, welche ihr Violette am nächsten Morgen umständlich berichtete. Da sie sich erinnerte, von ihrem Mann schon die Geschichte von dem Verschwinden seiner Mutter gehört zu haben, so sah sie keinen Grund, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln und Violette erhielt die Erlaubniß, ihre Verwandte zu besuchen, auch ohne Carolina's Begleitung. Im Ganzen schenkte die Beatrice dem Ereigniß wenig Beachtung. Sie schien ihre eigenen Zweifel und Sorgen zu haben, war zerstreut und gedankenvoll und behandelte sogar Contelli mit Rücksicht, worüber dieser mehr bestürzt als beglückt war.

Violette verbrachte den Tag in fieberhafter Ungeduld — endlich, endlich war er vorüber, mit

all feinen Anforderungen, seinem Diner, feinen Visiten, Spazierfahrten, Tanzstunden und der endlosen Abhandlung über niederländische Kunstgeschichte, welche Madame Morton sie lesen ließ. Endlich war die Stunde beendet und Violette warf das Buch hin, da öffnete sich die Thüre. Sir George trat ein. Sie wollte an ihm vorüberhuschen, aber er hielt sie zurück.

„Ei, ist das eine Manier, Kleine? — Wohin laufen Sie denn, wenn man fragen darf.“

„Zu Lydia!“ lachte Violette, und mit einer neuinstudirten Pirouette war sie verschwunden.

Als sie über die Gasse huschte und in die Thüre treten wollte, prallte sie erschrocken zurück. Es lehnte Jemand an dieser Hausthür, groß und dunkel, und im Dämmerlicht des rasch sinkenden Wintertages erschien ihr die Gestalt drohend und schreckhaft. Ein abergläubisches Entsetzen packte sie und hielt sie festgebannt — gab es denn Doppelgänger?

„Sir . . .“ sagte sie endlich leise, zweifelnd.

„Hm,“ knurrte eine bekannte Stimme. Nun schwand ihre Furcht.

„Aber Sir, wie kommen Sie denn hierher?“

Sie waren ja eben noch oben im Salon? Und was wollen Sie hier? Wissen Sie, daß ich gerade in diese Thür wollte? Daß hier Lydia wohnt?"

„Vielleicht weiß ich es, da ich das Glück habe, gerade unter Ihrem Zimmer zu wohnen, und täglich meinem Schöpfer danke, daß er Sie mit Elfenfüßchen ausgestattet hat.“

„Sir! Dann haben Sie meine Zuckerbrezel . . .“

„Ganz recht . . . wer heißt Sie, mich in Versuchung führen?“

„Oh dear!“ flüsterte Violette kleinlaut; „werden Sie das immer so machen, Sir?“ fügte sie rasch hinzu.

„Nie wieder, mein Kind, wenn Sie mich jetzt mitnehmen zu Lydia!“

„Ich Sie mitnehmen?“ frug sie verwirrt, „Lydia würde ja erschrecken, wie ich vorhin erschrak.“

„Ach! Lydia kennt mich, und erschrickt nicht. Ich bin es, der sich fürchtet. Sie werden mich beschützen, kleine Violette. Da! Gehen wir!“

Es war Violette beklommen zu Muth. Seine Stimme klang seltsam. Auf der Treppe blieb er einmal stehen, zog ein großes, seidenes Taschentuch hervor und trocknete sich damit die Stirn ab, als herrsche draußen Sommerhitze.

Das Dienstmädchen öffnete und schweigend, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, schritt der wunderliche Sohn Albions hinter seiner elfenhaften Gefährtin her. In seinen starkmarkirten Zügen kämpften Schmerz, Aufregung und Bitterkeit. Seine sonst so stolze, herausfordernde Haltung war ihm ganz abhanden gekommen.

Lydia Fouquet mußte den schweren Schritt gehört haben. Als Violette die Thür öffnete und in das behaglich erleuchtete Zimmer blickte, welches ihr heute schon so vertraut erschien, stand die schlanke, schwarzgekleidete Gestalt mitten in demselben, nicht ganz so ruhig wie sonst, die eine Hand gegen die Brust gedrückt, den Blick in banger Erwartung auf die Thür gerichtet.

„Ach, Lydia, es ist Sir George D’Killovan!“, sagte Violette, „erschrick nicht!“

Sir George aber sagte garnichts. Er ging nur auf sie zu, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, ein — zwei — drei Mal, mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Respekt und Zärtlichkeit.

„O Violette!“ sagte Lydia traurig, „warum hast Du mir das gethan?“

Da stand nahe am Ofen, in welchem heute ein kleines, lustiges Feuer flackerte, ein kleiner Theetisch mit einem brodelnden Messingkesselchen und zwei Theetassen und einem Körbchen voll Gebäck. Lydia hatte ihre Nichte erwartet und festliche Vorkehrungen getroffen! Die arme Violette sah auf das Alles hin, wie auf ein verlorenes Paradies. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Schelten Sie die Kleine nicht, Lydia! Ich will artig, ich will manierlich sein. Nur schicken Sie mich nicht fort. Lassen Sie mir ein Plätzchen an Ihrem Herde und das Recht, Sie anzusehen!“

Ihre sanften schwarzen Augen begegneten seinem Blick.

„Da ist wenig zu sehen!“ sagte sie, „ein ärmlich Kleid und ein alternd Antlitz!“

„Oh, Violette, was meinen Sie? Sehen Sie sich einmal dies Gesicht an! Da wäre wenig daran zu sehen, sagt sie!“

„Ich finde es wunderschön!“ flüsterte Violette.

„Recht so, Kleine. Und es ist ein Gesicht, was sich immer gleich bleibt, wie die Marmorgestalten der Antiken, die Jahrhunderte hindurch in großen stillen Sälen unbeweglich stehen! Denn

Jahre haben auf weißen Marmor keinen Einfluß. Nicht wahr? Vor nun zehn Jahren sah ich dies Gesicht zum ersten Mal, in einer Gondel, auf dem Canal Grande. Sie trug ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf und die schwarzen Augen waren gerade so wie eben, groß, sanft, mit einem stummen Flehen auf mich gerichtet. Sie waren das einzige Lebendige im Gesicht, sie waren da hinein gemalt, alles Uebrige war gemeißelt, aus Marmor. Welch' eine Königin! dachte ich. Und mein nächster Gedanke war: diese und keine Andere mußt Du erobern und solltest Du hinaufsteigen in die gefeierten Sphären der regierenden Häuser! . . . Nun, Biolette, ich erfuhr bald, daß diese Königin nur ein armes, unbekanntes Mädchen sei, eine Gesellschafterin, das heißt die Dienerin der Eccellenza Menardi . . . ein geringes, zu Arbeit, Entbehrung und Leiden geborenes Geschöpf . . . aber —“ er hielt inne, seine Augen funkelten auf, zornig, ergrimmt und wild, „aber Biolette, wahrlich, leichter wäre es mir gefallen, eine Königstochter zu gewinnen und zur Lady D'Killoran zu machen, als eine Lydia Fouquet zu rühren! Dies arme, dienende, demüthige Mädchen war stolzer als eine Herzogin, und dies junge,

sanfte, schüchterne Geschöpf war härter als Stahl und Eisen, denn Stahl und Eisen schmelzen im Feuer, aber ihr Eigensinn, ihr starrer Wille, ist auch im Feuer der Liebe nicht geschmolzen!“

Sie hatte sich bei seinen grollenden Worten abgewandt und beugte sich über das kochende Wasser im Theekessel, eine Thräne fiel von ihren Wimpern in die brodelnden Wellen. Violette stand mit angstvoll klopfendem Herzen daneben.

„Und nun sehen Sie, Lydia, was Ihre Kalt-herzigkeit aus mir gemacht hat, aus einem Menschen, der in seinen Jünglingsjahren zu den schönsten Hoffnungen berechtigte! Fragen Sie die Leute, was Sir George heute ist. Ein verschrobener, menschenscheuer Einsiedler, ein Mann ohne Freude am Leben, ohne Pflichten, ohne Interessen, herab, herabgestiegen, bis der Cognac und Claret willkommene Betäubungsmittel seiner inneren Unzufriedenheit geworden sind . . . ein Mann, über dessen Erscheinung die Kleinen, über dessen Leben die großen Kinder erschrecken!“

Sie stand jetzt am Fenster und hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen; Violette wäre so

gern tröstend auf sie zugeflogen, aber sie fühlte sich wie gelähmt.

„Und Sie, Lydia?“ fuhr er fort, „Sie, halsstarriges, steinhartes Weib, die Sie mich und sich einem längst verwehten Wort opfern? Was ernteten Sie dafür ein, Fräulein Fouquet? Verlassenheit, Plage, Kummer, Hunger! Ich sehe, wie abgetragen dies schwarze Kleid ist! Ich sehe, wie niedrig die Stube, wie verblichen der Ueberzug jenes Sophas! Schön, Lydia, schön! Bravo! Euer Eigensinn, wenn einmal gereizt, ist so groß, daß Ihr lieber unter Qualen sterbt, als ein Glück ergreift, welches Ihr durch das Bekenntniß: ‚Ich habe geirrt!‘ erkaufen müßt!“

Sie ließ die Hände sinken und erhob ihr thränenbenecktes Gesicht zu ihm, indem sie schluchzend sagte:

„O Sir, es ist nicht edel von Ihnen, mir das Alles zu sagen. Nicht edel, weil Sie wissen, daß das, was Sie über meine Schuld gegen Sie selbst sagten, nicht die völlige Wahrheit ist — und mich trotzdem immer wieder mit Schrecken erfüllt. Wie Sie sind, so waren Sie, ehe Sie mich kannten. Es mag ärger geworden sein, durch die Enttäuschung,

die ich ihnen bereiten mußte, aber nicht alle Schuld dürfen Sie auf mich wälzen. O, das ist sehr hart und es verwundet doch, wenn ich mich auch freizusprechen versuche! Und Sie wissen ja, weshalb ich nicht kann, nicht darf — auch wenn ich wollte!“

„O, quälen Sie sie doch nicht, Sir George!“ rief jetzt Violette, „Sie sehen doch, wie unglücklich sie ist!“

„Ah, Kleine, sind Sie auch noch da? Sie hatte ich ganz vergessen! Nun kommen Sie her, Violette, Sie sollen Schiedsrichterin sein. Ich will Ihnen die Sache vorlegen und Sie sollen sagen, wem von uns Beiden Sie Recht geben. Aber passen Sie hübsch auf. Sammeln Sie Ihre Schmetterlingsgedanken, rufen Sie sie zurück von ihren Pas und Entrechats und ihren Korfosfahrten und Ihren Bewunderern mit radgroßen Bouquets und versetzen Sie sich in die Luft einer großen, kalten, dumpfen Kirche . . . denn in solcher Luft ist Lydia aufgewachsen. Ihre Religion ist die Religion der nüchternen Prosa und der unerbittlichen Strenge. Lydia's Mutter nun, noch strenger als die Tochter, war durch allerhand harte Erfahrungen dahin gekommen, Alle, die nicht in diese Kirche gingen, als Heiden

zu hassen. Um ihre Tochter für immer vor ähnlichen Erfahrungen zu schützen, band sie ihr Gewissen durch ein thörichtes, ein sträfliches Versprechen, das zu brechen Pflicht ist!"

„Durch einen Schwur, Sir,“ unterbrach ihn Lydia ernst, „dessen feierliche, überwältigende Schrecken mich noch heute durchschauern, wenn ich daran zurückdenke. Es war ihre Sterbestunde und zwischen mir und ihr lag auf einem Tische die Bibel, zwischen zwei brennenden Kerzen, und ich mußte meine Hand auf das heilige Buch legen und im Namen der Dreifaltigkeit schwören, niemals, niemals, niemals eines Katholiken Weib zu werden!“

Da entstand eine Pause, endlich frug Sir George: „Nun, Violette?“

„O, es ist sehr hart . . . aber was man geschworen hat, soll man halten!“

„Wenn man zu dem Schwur gezwungen wurde?“

„Ich wurde nicht gezwungen. Willig that ich, was meine Mutter von mir verlangte, da ich überzeugt war, daß sie mich nur vor Leid bewahren wolle . . . ich war noch sehr jung damals und wußte nicht, was ich that, aber meine Seele war erfüllt vom furchtbaren Ernst der Worte, die sie

mir vorsprach, ich wußte, daß ich für immer gebunden war!“

„Nun, dann sagen Sie nur nie wieder die große Lüge, Sie liebten mich!“

Er erhielt keine Antwort. Zitternd stand sie vor ihm und kämpfte mit ihren Thränen. Ihre sichtlichen Leiden überwältigten seinen Grimm. Ein gewaltiges Mitleid zuckte über sein Gesicht. Er wollte sprechen, aber die Stimme brach ihm. Auf sie zutretend, nahm er ihren Kopf in beide Hände und küßte sie auf die Stirn, dann wandte er sich hastig ab und verließ das Zimmer. Sie hörten ihn tappend durch den Vorfaal poltern, dann klang die Klingel der Gangthüre.

Lange Zeit sprach Keine ein Wort. Lydia trocknete ihre Thränen, welche bei seiner Liebkosung unaufhaltsam hervorgebrochen waren, dann wandte sie sich zum Theetisch und begann den Thee zu bereiten. Als dies geschehen war, setzte sie sich und streckte Violette schweigend die Hand hin, und diese kam, kniete neben ihr hin und schmiegte sich an sie.

„Arme, arme Lydia!“ flüsterte sie.

„Sage das nicht,“ versetzte diese sanft, „grade für dies Leid habe ich Gott schon oft gedankt, denn

es ist mir in Vielem ein Erzieher gewesen. Es hat mich ganz zu Gott getrieben und mich gelehrt über Vieles nachdenken und Ihn erkennen, wie Er erkannt sein will, nicht mit engherzigem, getrübttem Blick, sondern mit Liebe und Zuversicht. Ich bin zu der Ueberzeugung hindurch gedrungen, daß, je stiller und gehorsamer wir von Tag zu Tag thun, was jeder Tag von uns fordert, desto mehr unser Friede wächst. Und ich werde auch das Eine noch lernen: seinen Schmerz ertragen. Denn das ist es, was mir das Herz mit Weh erfüllt, wenn ich ihn so leiden sehe und mir sage, daß ich ihm helfen könnte — aber durch einen Eidbruch! — Doch laß uns nun von anderen Dingen reden, Liebling. Weißt Du, daß ich im Grunde noch garnichts über Dich weiß und doch gerne sehr viel wissen möchte?“

---

## Elftes Kapitel.

---

Im hellerleuchteten Salon der Plattow'schen Wohnung saß eine kleine Gesellschaft um den mit zwei hohen Lampen geschmückten Tisch, indessen ein Kellner Thee servirte. Fräulein Marie Louise in einem veilchenblauen Tuchkleide, welches vortrefflich zu ihrem brillanten Teint und ihrer goldschimmern- den Haarkrone paßte, versah mit Sicherheit und nicht ohne Anmuth das Amt der umsichtigen Dirigentin.

„Marie Louise giebt ihren Verehrern heute einen ästhetischen Thee,“ hatte die unartige Rhona Bellwiz dem Grafen Heß zugeflüstert, und neugierig zu sehen was sie meine, hatte er eine en-passant Einladung der alten Frau von Plattow, die eine Vorliebe für ihn hatte, angenommen und war mit Treffenbach auch hingegangen.

Es war wahr. Marie Louise gab ihren Lehrern einen Thee; aber das waren Leute, auf welche Magnus Treffenbach nicht eifersüchtig zu sein brauchte, nämlich vier oder fünf geistliche Würden-träger von ehrfurchtgebietendem Alter, mit denen sie über innere Mission, Kinderbewahranstalten und Armenpflege, in einer so beherrschenden, wohldurchdachten Weise sprach, daß man sie bewundern mußte. Und in diesen Dingen wurzelte das Hauptinteresse ihres Lebens. Ravenhorst dereinst in ein Eden der Ordnung, Gottesfurcht und Tugendumzuwandeln, war bis jetzt der höchste Traum, in welchem all' ihre Wünsche gipfelten. Es konnte kein Zweifel drüber herrschen, daß sie sich schon jetzt vollständig als Herrin des Familiensitzes fühlte, schon jetzt die Last der Verantwortung empfand, schon jetzt ihre Pläne zur Verbesserung der Sitten und Förderung des Gemeinwohles entwarf.

Solch ein Geist aber, hell, klar und stark, befeelt von so gemeinnützigen Ideen konnte nicht anders, als das Interesse derer erwecken, die da leben und wirken für das Seelenheil ihrer Mitmenschen. Von einer solchen Frau, die nicht nur den guten Willen, sondern auch die Mittel hatte zu helfen, konnte man

in Zukunft eine kräftige Hülfe erwarten. Sie wird, sowie sie nur erst auf ihrem Platze steht, sogleich kraft ihrer geistigen Ueberlegenheit und ihrer Energie eine hervorragende Stellung einnehmen und in dem Kreise, der sich naturgemäß um sie bilden wird, einen beherrschenden Einfluß ausüben. Solche Frauen aber, die durch Reichthum und Geburt ausgezeichnet, vom reinen Streben beseelt sind, Gutes zu wirken so weit ihre Kräfte reichen, thun der Kirche gar noth. Sie sind wie Edelsteine unter Kieseln und Glasplittern und welcher Seelenhirt würde so unklug sein, so wirksame Helferinnen nicht zu erimuthigen und anzuspornen?

Die alten Plattows hatten sich in das Nebenzimmer zurückgezogen, da die Augen des Großvaters den Lichtglanz nicht vertrugen. Hier saßen sie bei einer milden Lampe und Graf Heß spielte mit ihm eine Partie Schach. Die Thüren zum Salon standen offen und er konnte aus dem Halbdunkel dieses Zimmers gerade die hohe, schlanke Gestalt des Fräuleins sehen, wie sie im Fauteuil saß und mit ernstem, forschendem Blick zu dem Herrn Konsistorialrath aufblickte, welcher ihr neulich den Vortrag über die Schäden der Zeit gehalten

hatte und heute zur zweiten Hälfte überging, nämlich: ihre Heilung. In dieses Gespräch mischten sich abwechselnd die Andern auch, und sowie Einer sprach, wandten sich ihm diese großen, lichtblauen Augen mit demselben kalten, ruhigen Blick und doch so voll ehrlicher, aufrichtiger Gründlichkeit zu. Auch Magnus schien sich lebhaft für das Gespräch zu interessieren und manchmal den Ansichten der geistlichen Kirchenhäupter zu widersprechen. Die blickten dann prüfend vor sich hin und erwogen den Einwurf, um ihn dann mit der weisen Bedächtigkeit des gereiften Alters zu widerlegen. Von Zeit zu Zeit richtete Marie Louise auch eine Frage direkt an ihren Bräutigam, sie sah ihn dazu ebenso genau an, wie jene würdigen alten Herren, fest, forschend mit intensivem aber rein objektivem Interesse.

„Sie könnte mich verrückt machen,“ dachte Armin Heß, während er mechanisch einen Schachzug that, der seinem Gegner ein kleines triumphirendes Lächeln abnöthigte, das die gute, alte Dame sogleich mit Freude wahrnahm, denn Graf Heß galt für einen schwer zu bestiegenden Schachspieler.

„Sie ist von Schnee . . . pah, nein, auch Schnee würde schließlich schmelzen,“ dachte er, während

er seinen langen, weichen Schnurrbart gedankenvoll drehte und das alte Paar die Köpfe zusammensteckte und über den nächst auszuführenden Zug einen Kriegsrath hielt.

Eine wunderliche Ungeduld erfaßte ihn. Seit einer Stunde war er der ungesehene, scharfe Beobachter der dort thronenden, schönen Dame und in dieser Zeit hatte sich ihr Gesicht nie verändert. Immer dieselbe aufmerksame, prüfende Ruhe. Nicht ein Lächeln war darüber hingehuscht, geschweige denn ein Erröthen. Keine Aufregung hatte die hehre Schönheit ihrer Züge alterirt.

„Mein Himmel,“ dachte er bei sich, „ich sollte ihr Bräutigam sein . . .“

Ja, was dann eigentlich. Nun, ich würde nicht eher ruhen als bis —

„Oh, eh, lieber Graf, was sagen Sie nun zur Situation?“ fragte der alte Herr und rieb sich die Hände.

„Ich bin verloren.“

„Das denke ich auch.“

„Oder —“ und er griff lächelnd in seine Figuren und that einen Zug, den Niemand vorher gesehen hatte und der ihn plötzlich wieder zum Herren der

Situation machte. Momentan war sein Interesse wieder vollständig durchs Spiel-gefesselt, aber sowie er die Augen erhob, sah er wieder nichts als jenes für ihn räthselhafte Antlitz, fühlte nichts, als die Ungeduld, diese eisige Ruhe zu durchbrechen, dies todte Herz mit einem Zauberstabe zu berühren.

„Magnus ist wahrlich ein Narr! Anstatt sich über orthodore Streitfragen den Kopf zu zerbrechen, sollte er doch lieber ergründen, ob diese Freia auch lächeln kann, das wäre ein interessantes Studium!“

Dann erschrak er aber über seine Gedanken. Es ist nicht gut, solchen Phantasieen nachzuhängen. Er wandte seine Aufmerksamkeit dem Spiele zu; aber es war schon zu spät. Der so kühn errungene Vortheil war wieder verscherzt. Der alte Herr blieb Sieger und triumphirte gewaltig.

Eine Frauenhand legte sich fast lieblosend auf des Besiegten Schulter.

„Sie sind ein guter Mensch, Graf Heß, daß Sie mir und meinem Alten die Zeit vertreiben, anstatt an den interessanten Gesprächen drinnen theilzunehmen,“ sagte Frau von Plattow mütterlich, in bewegtem Ton. Er nahm ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen, eine unüberwind-

liche Weichheit kam über ihn, er fühlte seine Augen feucht werden.

„Sie sind gewiß ein sehr guter Sohn für ihre Mutter, Graf Heß.“

„Ich fürchte, kein besonders guter.“

Er dachte an sein Heim, an seinen Vater, den Stellung und Würden zwingen, standesgemäß zu leben, ohne daß sein Vermögen hiermit in Einklang gestanden hätte, an seine Mutter, eine kalt berechnende Weltbame, die für den Sohn stets nach einer guten Partie ausschaute und er kam sich plötzlich vereinsamt und elternlos vor und eine unbestimmte Sehnsucht nach häuslichem Frieden und häuslichem Glück ergriff ihn.

„Haben Sie Brüder?“ fragte die alte Frau gütig.

„Nein.“

„Aber Schwestern?“

„Ich hatte eine Pflegechwester. Sie war die Tochter eines Verwandten meines Vaters.“

„Nun, was ist denn aus ihr geworden?“

„Sie starb.“

Er sagte das in einem Ton, welcher Frau von Platiow veranlaßte, ihn anzusehen.

„Das war gewiß ein großer Kummer für Sie.“

„Es war vielleicht am besten so. Er löste einen Konflikt, der schon Unfrieden genug gesät hatte, denn meine Eltern wollten nicht einwilligen, daß ich meinem dummen Kopfe folgte!“

„Ach, das thut mir leid. Sie war gewiß sehr gut und lieb.“

„Sie war zu gut für mich.“

Da entstand eine Pause, in welche das Klücken und Schieben aller Stühle im Salon störend hereinklang.

„Die Herren gehen fort,“ sagte Graf Heß sich erhebend, „ich muß mich verabschieden!“

Treffenbach schien noch nicht die Absicht zu haben zu gehen. Er verabschiedete sich sehr höflich von Marie Louises Verehrern.

Als sie fort waren und eine gedämpfte Beleuchtung hergestellt worden war, setzten sich die Zurückbleibenden zusammen und Marie Louise entfaltete eine kostbare Goldstickerei auf violettem Grunde und begann sehr fleißig zu arbeiten.

„Das ist ja eine Prachtarbeit, gnädiges Fräulein,“ sagte Graf Heß, „und dazu noch die unverfälschte, kirchliche Farbe! Weshalb haben Sie

diesen Staat nicht schon vorhin, zum Benefiz der geistlichen Herren preisgegeben?"

„Weil mein ganzes Interesse der Unterhaltung zugewandt war, ich aber in diesen Arbeiten noch ziemlich ungeübt bin. Da hätte ich Beides nicht vereinigen können.“

„Verzeihen Sie, aber meinem blöden Auge erscheint dieser Palmzweig wie von Meisterhand gestickt.“

„Den hat auch die Meisterhand meiner Lehrerin Lydia gestickt.“

Treffenbach wandte sich aufhorchend um. Der Name berührte ihn elektrisch, wie Alles, was mit seiner Mutter in Zusammenhang stand.

„Lydia?“ fragte er.

„Richtig, lieber Magnus, ich vergaß ganz Dir zu erzählen, daß diese Lydia einmal, als sie Dein Bild auf meinem Schreibtisch sah, erwähnte, sie habe die selige Tante Louise gekannt.“

„Das interessirt mich lebhaft. Bitte erzähle mir Näheres.“

„Ich habe nicht danach gefragt. Es konnte mir ja auch gleichgültig sein, und ich liebe es nicht, wenn eine Arbeitsstunde mit Sprechen verbracht wird.“

Treffenbach sah etwas enttäuscht aus.

„Kannst Du mir ihre Adresse geben Marie Louise? Es bleibt kein Zweifel, daß sie es war, die meine Mutter zur Vorsteherin ihrer Schule zu machen wünschte, und die Pastor Ehrhard bisher vergeblich suchte, da meine Mutter nicht wußte, wo sie sich befand.“

„Ich werde, wenn Du es wünschst selbst an Pastor Ehrhard schreiben und mit ihr sprechen.“

Es lag eine ruhige Bestimmtheit in diesen Worten, aus der bereits die regierende Herrin von Belzin sprach, „was Deine Mutter gewünscht hat, ist für mich ein heiliges Gesetz, welches ich streben werde, zu erfüllen, lieber Magnus. Diese Lydia ist eine recht anständige Person, sehr ruhig und nicht mehr ganz jung. Der Konsistorialrath, der sie sehr achtet, empfahl sie mir in jener Gesellschaft bei Menardi's, als Lehrerin in Paramentenstickerei! Es ist nur noch die Frage, ob sie aufs Land ziehen mag und Dorfmädchen im Weißnähen unterrichten will.“

„Nun, ich lege diese Angelegenheit ganz in Deine Hand, da ist sie gut aufgehoben. Und jetzt werde ich mich empfehlen müssen.“

Nach Heß nahm die Gelegenheit wahr, sich zu

verabschieden. Als er mit Treffenbach auf der Straße war, sagte er: „Diese Sechß-Uhr Thees haben das Gute, daß man noch einen Sprung ins Theater machen kann. Ich habe zwei Billets, und da Schlacken eine Abhaltung bekam, mache ich Dir mit dem einen feierlich ein Geschenk . . . komm!“

„Unfinn, ich habe zu arbeiten.“

„Das ist eine Ausrede, die ich des Morgens gelten lasse. Abends soll der Mensch sich erfrischen.“

„Wenn Du das beabsichtigst, so darfst Du mich nicht ins Theater schleppen, guter Freund. Ich verstehe diese Kunstgenüsse nicht zu würdigen, und die Hitze, die dicke parfümirte Luft . . .“

„Still!“ kommandirte Graf Heß, „habe ich Dir zu Liebe den Anblick von fünf Hohenpriestern ertragen, so thust Du jetzt auch mir was zu Liebe! Die kleine Fouquet wird heute zum ersten Mal in einer größeren Vorstellung auftreten und ich will mich an ihrer entzückenden Berlegenheit erbauen.“

Magnus gab endlich, wenn auch sehr widerstrebend nach. Graf Heß versicherte ihm, er bleibe nie länger als eine halbe Stunde im Theater . . . wer würde denn so plebejisch sein, das Billet „abzusetzen.“

Das Haus war ziemlich voll, die kleine unbedeutende Oper in vollem Gange. Treffenbach warf einen flüchtigen Blick auf die Bühne, zog denselben aber bald zurück und begann die Zuschauer zu mustern und fand seinen Vater heraus. Auch dieser erkannte ihn und sah sichtlich erfreut aus.

„Wir könnten zu ihm gehen,“ sagte Graf Hef, „diese Oper ist abominable dumm. Ich hatte gerechnet wir würden gerade in die Scene kommen, die für mich Interesse hat.“

„Bravo, Magnus,“ sagte Excellenz, als die beiden Freunde bei ihm erschienen, „ich wiederhole, lieber Armin, Sie sind ein unschätzbare Freund!“

Der Vorhang, der sich eben gesenkt hatte, rollte wieder empor. Man erblickte einen Garten, in welchem viele Blumen, scheinbar in natürlicher Größe, ihre leuchtenden Kelche wiegten. Im Hintergrund waren exotische Bäume und Kiesenpflanzen mit grünen Lianen zu Urwaldswildniß verwoben. Silberschimmernde Fontainen warfen feinen Wasserstaub über die weißen Marmorstufen eines großen Bassins, auf dessen klarer Fluth Lotosblumen ihre Kelche erhoben. Purpurschimmernde Schmetterlinge und stahlblaue Libellen zitterten in der Luft. In jedem

Blumenfeld aber ruhte eine Elfe und alle diese leichtbeschwingten Wesen in Gazeschleier mit Flügeln aus Marienglas erhoben sich und flatterten erschrocken aufwärts, als jetzt in der Ferne eine sanfte, melodieuse Musik die Ankunft des Liebesgottes verkündete.

Die allgemeine Verwirrung des Schreckes, da einige in der Luft schwebten, Andere sich hinter die Blumen zu verstecken strebten, sollte sich eben zu einem Tanze ordnen, als ein Elfchen jäh aus der Luft herab taumelte, ein leiser, feiner Schrei, ein Fall, dann ein momentanes, wortloses Schweigen und schon klang ein kurzes Kommando, der Vorhang rollte herab. Im Theater entstand einige Unruhe, aber da hob sich der Vorhang wieder und die Vorstellung der Feerie nahm ihren Fortgang, als sei nichts vorgefallen.

Aber unter dem Publikum ging ein Geflüster von Mund zu Mund: Es soll die kleine Fouquet gewesen sein! Sie ist nicht mehr dabei! Könnt Ihr sie sehen?

„Ich bin überzeugt, sie war es!“ sagte Graf Heß aufgebracht, „schändlich! Findet sich einmal eine Maiblume unter den Nesseln, so kann man gewiß sein, daß sie zertreten wird.“

General Treffenbach erhob sich. Er stand so hoch, so ruhig da, während er gelassen sagte:

„Ich glaube die Fürstin Menardi würde es mir Dank wissen, wenn ich mich erkundige. Sie ist, wie ich sehe, in großer Aufregung.“

Sein Sohn blickte befremdet aber zerstreut auf. Graf Heß erbot sich, die Nachfrage zu übernehmen, aber Excellenz hatte die Loge schon verlassen.

„Wir müssen wohl auch auf unsere Plätze zurückkehren,“ sagte Heß und sein Freund nickte. Als sie im Gange standen, zögerte Heß. Fast sah es aus, als wolle er dem General folgen.

„Es wäre doch jammerschade, wenn sie es gewesen wäre!“ sagte er, „der Schrei ging mir durch Mark und Bein. Solch ein Goldkäferchen, wie diese Kleine, und sie sollte . . . Treffenbach, Du bist doch wahrhaftig ein Stein!“

„Entschuldige,“ versetzte dieser ironisch, „es ist mir allerdings unbegreiflich, wie man auf den verrenkten Knöchel einer Balleteuse so viel elegische Poesie verschwenden kann. Nun, wie wird's? Du scheinst keine Lust zu haben, Deinen Platz wieder einzunehmen. In diesem Fall würde ich nach Hause gehen.“

„Gute Nacht,“ sagte Heß frostig.

Treffenbach achtete nicht auf den kalten Ton und ging. Sein Freund aber eilte nach Madame Fouquets Garderobe. Eine Menge Leute in Arbeitertracht, die hier eigentlich nichts zu suchen hatten, versperrten ihm den Weg. Sie waren Alle in einiger Aufregung.

„Was ist mit Violette Fouquet, „Ihr Leute?“ fragte er, sich durchdrängend.

„Was ist? Kaput ist sie,“ versetzte ein Mann in barschem Ton, dem man aber den zornigen Schmerz anhörte, „da gehn Sie mal ins Zimmer, dort liegt sie mit zerbrochenem Fuß. Daß die es just treffen mußte, die keinem Menschen was zu Leide that!“

Graf Heß trat durch die offene Thüre. Da waren viele Menschen im Zimmer, doch herrschte momentan ein tiefes Schweigen, das nur durch das leise Schluchzen einer Frauenstimme unterbrochen ward. Auf einer Matratze am Boden lag eine zarte, zuckende Gestalt, in zerdrücktem Gazeröckchen, die schillernden Flügel geknickt, die Blumen im Haar verwirrt, das wächserne Gesichtchen ohne Leben.

Am Fußende dieses Lagers kniete ein Arzt,

welcher vorsichtig eine Bandage um den Fuß schlang. Neben ihm, das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckend, stand Madame Fouquet, von Schreck betäubt, fassunglos. Violette's Kopf aber lag auf dem Arm des Mannes, der herbeigeeilt, war „der Fürstin Menardi“ eine schnelle Auskunft zu bringen. Seine Hand strich mit der sorgsamsten Zärtlichkeit eines Vaters die dunklen, weichen Locken aus der kalten Stirn.

„Fertig?“ fragte er dabei den Arzt.

„Augenblicklich, Excellenz. Jetzt die Tragbare, Herr Assistent, um die Verunglückte mit der Matratze daraufzuheben. Die Hauptsache ist, daß wir keine Minute Zeit verlieren. Zu Hause werde ich dann erst den regelrechten Verband anlegen können.“

„Kann ich irgend etwas helfen?“ fragte Graf Heß, „Leute holen, die sie tragen?“

„Danke,“ versetzte der Arzt lächelnd, „draußen stehen bereits ein Duzend Arbeiter, die sich um diesen Vorzug raufen.“

General von Treffenbach erhob sich. Er reichte der Beatrice Fouquet den Arm und führte sie schweigend durch die immer anwachsende Menschenmenge hinter der Tragbahre her auf welcher die

bewegungslose Gestalt mit Tüchern und Mänteln bedeckt, wie eine Todte ausgestreckt lag. Da war in dieser Prozession etwas, was alle Schrecken des Grabes zu athmen schien und die leicht erregte Seele der schönen Frau mit Schauer und Furcht erfüllte. Wie sie den Arm nahm, der ihr gereicht wurde, sah sie zu ihm auf, mit einem hilfesuchenden, flehenden Blick — als könne er sie beschirmen und die schreckvollen Geister dieser Stunde bannen.

## Zwölftes Kapitel.

---

Am nächsten Morgen war der Unfall, welcher Madame Fouquets Tochter betroffen hatte, bereits in der Stadt bekannt und eine allgemeine Theilnahme regte sich . . . vielleicht wärmer, als wenn die Sängerin selbst das Opfer gewesen wäre. Beatrice Fouquet ward, wohin sie kam, bewundert und mit Lorbeeren gekrönt. Violette genoß mehr Liebe als Ruhm. Wer sie einmal gesehen, in ihrer jungen, morgenfrischen Schönheit, der bewahrte für sie eine zärtliche Erinnerung. Ihre Schüchternheit auf der Bühne und ihre sorglose Fröhlichkeit im Leben, bildeten einen Kontrast, der auch harte Herzen rührte. Mancher wohlwollende Freund hatte mit einer gewissen Trauer auf sie geblickt. Was wird ihr das Leben bringen, an dessen Schwelle sie erst steht, so jung, so sorglos, so vertrauensvoll? Mancher, der

die Guldigungen sah, mit denen sie schon so frühzeitig überschüttet wurde, hatte tadelnd den Kopf geschüttelt und prophezeit, das sei sehr schlecht, ihr Charakter würde verdorben, ihre Eitelkeit genährt werden — und wenn er sie dann wieder sah, hatte er es nicht besser gemacht, als das gesammte „Publikum.“

So rollten denn heute mehr Equipagen vor das Hotel und eilten mehr Bediente die Treppe herauf, als sich der Portier merken konnte. Jeder beeilte sich, seine Theilnahme zu äußern, nach dem Befinden zu fragen oder auch nur Karten abzugeben. Schon frühzeitig war Sir George, der erst beim Erwachen von dem Vorgefallenen gehört hatte, heraufgeeilt. Im Vorzimmer fand er Contelli, den Madame Fouquet auf diesen Posten gesetzt hatte, um theilnehmende Fragen zu beantworten. Der arme Bursche sah selbst so verstört aus, als sei die Welt aus ihren Angeln gefallen. Sir George hielt sich nicht lange bei ihm auf. Seine Versicherung, die Signora könne heute Niemand sehen, ignorirend, ging er direkt in den Musiksalon, durch welchen man in das Privatzimmer der Fouquet kam. In dem ersten, kalten Prachtgemach pflegte sie Visiten zu

empfangen, im anstoßenden kleinen Salon der immer reich mit Blumen verziert war, nur ihre intimen Freundinnen. Für Sir George existirten solche Schranken nicht. Er hätte sie hübsch herunter gerissen, wenn sie sich vor ihm erhoben hätten. Ohne Weiteres in das Zimmer tretend, erblickte er an Stelle der bei Seite geschobenen türkischen Otomanen, einen langausgezogenen Fahrstuhl, und auf diesem lag Violette, still, mit geschlossenen Augen. Im Fenster saß Madame Morton mit ihrer ewigen Häfelarbeit und warf einen strengen Blick auf den Eintretenden.

„O, Sir George!“ sagte Violette plötzlich, die Augen aufschlagend.

„Nun, Kleine, was sind denn das für Geschichten, die Sie angeben?“

Er sagte das ziemlich rauh, denn er war seiner Stimme nicht ganz sicher. In ihrem Gesichtchen war auch kein Schimmer von Farbe, blaue Ringe lagen unter den Augen, und doch lächelte sie ihm heroisch zu und flüsterte:

„Sagen Sie es meiner Lydia . . . sagen Sie ihr auch . . . aber geben Sie Ihr Ohr näher, ganz nah . . .“

„Was nun?“

„Sagen Sie ihr, ich wäre so dankbar!“

„Aber weshalb denn?“

„Sie wird schon wissen, weshalb!“ versetzte  
Violette geheimnißvoll.

Dann schloß sie wieder die Augen und seufzte tief auf.

„Wo ist Ihre Mutter?“ fragte er.

„Die arme Mama, sie hat diese ganze Nacht gewacht und geweint. Sie war so müde, aber sie wollte nicht schlafen, sondern Toilette machen, denn sie sagte, es könne Jemand kommen, den sie doch empfangen müsse! Sir George . . .“

„Nun?“

„Neigen Sie Ihr Ohr noch einmal her . . . so, so . . . hören Sie mich? Gehen Sie lieber nicht zu meiner Lydia.“

„Märchen, das werde ich mir von Ihnen grade verbieten lassen.“

„Aber ich verbiete es Ihnen. Sie quälen Lydia und das ist so grausam.“

„Aber wenn ich nun verspreche, sie nicht zu quälen?“

„Gut, dann dürfen Sie. Wollen Sie das versprechen? Ganz gewiß?“

„Feierlich.“

Biolette sah zufrieden aus. Die geflüsterte Unterhaltung nahm ein Ende, denn Beatrice Fouquet trat in den Salon. Trotz der Abspannung und Müdigkeit, welche die Sorgen der Krankenwacht zurückgelassen, hatte sie mit großer Sorgfalt Toilette gemacht und schien bestrebt gewesen zu sein, die Thränen Spuren von ihren Augen zu entfernen.

„Nun, Madame,“ sagte Sir George in grol-  
lendem Ton, „das war auch nicht hübsch von Ihnen, mich nicht holen zu lassen, wenn Sie sich halbtodt ängstigten. Ich weiß nicht, wozu man alte Freunde hat, wenn man sich ihrer in der Noth nicht erinnert.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, ihm die Hand haltend, „aber Sie konnten nichts helfen. Der Arzt hat Alles sehr gut gemacht, nur konnte sie nicht chloroformirt werden. Sie sei zu zart, meinte der Arzt. So mußte sie die Schmerzen ertragen.“

„Mama, ich habe sie so gern ertragen!“ sagte Biolette.

„Hier!“ sagte die Fouquet, indem sie den In-

halt an Visitenkarten, den eine große Perlmutter-  
schale barg, ausschüttete, „macht es Dir nicht Freude,  
nachzusehen, wer Alles nach Dir fragte?“

„Ach, die Menschen sind so gut!“ sagte Violette  
seufzend, „das habe ich nicht verdient. Mama, Du  
wirfst nicht vergessen, zu sagen, daß ich überzeugt  
bin, der Maschinist war nicht Schuld daran. Es  
war gewiß nur meine Ungeschicklichkeit. Hörst Du,  
Mama? Es thäte mir so leid, wenn er getadelt  
würde!“

„Excellenz, General von Treffenbach!“ meldete  
der Diener an der Thüre.

Ein leichtes Roth überslog das Antlitz der  
schönen Frau, eine leichte Verwirrung malte sich  
in ihren Zügen. Sie erhob sich und trat gleich  
darauf in den Musiksalon, wo er inmitten der  
frostigen Pracht, wartend, hochaufgerichtet stand, wie  
ein Soldat im Vorzimmer seiner Königin.

Er hob ihre Hand nicht an seine Lippen, er  
beugte sich auf diese Hand herab, tief, tief, — und  
seine kraftvolle Stimme bebte, als er in gemessenen,  
fast allzu gezwungenen Worten nach dem Befinden  
Fräulein Fouquets fragte.

„Der arme Engel hat sehr gelitten,“ versetzte

Madame Beatrice, „aber jetzt befindet sie sich leidlich, ja, sie hat gegen Morgen sogar geschlafen. Das Wundfieber ist kaum bemerkbar. Sie würde sich sicherlich sehr freuen, wenn Excellenz . . .“

„Darf ich sie sehen?“

Madame Fouquet öffnete die Thüre von Neuem. Er trat ein, grüßte Madame Morton, dann Sir George mit vornehmer Ruhe, doch wie man Untergebene grüßt, trat dann zu Violette und nahm ihre Hand in seine Beiden.

„Mein armes Kind!“ sagte er.

„O! der General Montrésor!“ rief Violette lebhaft, „verzeihen Sie, Ihren andern Namen kann ich nicht behalten. Wie geht es dem Montrésor? Weshalb haben Sie mich in letzter Zeit nie mehr zum Reiten abgeholt?“

„Sein Sie nicht böse, mein Kind — wenn — wenn Sie wieder gesund sind, wird das Alles nachgeholt werden . . .“

„Excellenz,“ sagte Madame Fouquet, „gestatten Sie mir, daß ich Sie mit Sir George D’Kil-loran, meinem langjährigen und treuesten Freunde bekannt mache.“

Excellenz verneigte sich etwas kühl. Die Unter-

haltung drehte sich zehn Minuten lang um Unglücksfälle, dann erhob er sich um zu gehen. Madame Fouquet begleitete ihn durch den Musiksalon.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt,“ sagte sie lächelnd und mit entzückender Befangenheit. „Sie waren gestern Abend so hülfreich!“

„Ich bedaure nur von Herzen, daß die erste Gelegenheit, bei der es mir gestattet war, Ihnen theilnehmend zur Seite zu stehen, eine so traurige war.“

Während er diese förmliche Phrase mit ritterlichem Handkuß her sagte, sprachen seine feurigen Augen, diese mächtigen Augen, vor deren Blick so Viele zitterten! eine ganz andere Sprache.

„Durch dies Ereigniß wird Ihr Aufenthalt in dieser Stadt auch verlängert werden,“ sagte er nach einiger Zeit in fragendem Ton.

„O, natürlich . . . um sechs Wochen zum Mindesten.“

„Ich bedaure Sie, Madame, uns kann ich nur beglückwünschen!“

Als die Thüre sich schloß, stand sie einige Minuten aufhorchend da, dann setzte sie sich an

den Flügel und sang ein leises, weiches Gondel-  
liedchen.

Sir George kam, die Hände auf dem Rücken, mit verdrießlicher Miene ins Zimmer, stellte sich hinter sie, tippte den Takt mit der Fußspitze und wiegte seinen buschigen Kopf hin und her. Sie unterbrach ihren Gesang, ließ die Hände auf den Tasten ruhen und sah sich nach ihm um, mit einem Glanz in ihren großen Augen, von dem man nicht hätte sagen können, ob ihn Thränen oder Schelmerei hervorgerufen.

„Gefällt er Ihnen?“ fragte sie, „hm?“

„Garnicht, Madame, wenn es Ihnen Freude macht, dies zu hören.“

„Nun, es ist mir ziemlich gleichgültig,“ lachte sie, „da Sie ihn nicht heirathen können!“

„Ich wünschte der Blitz erschläge ihn, ehe Sie in diese enorme Thorheit willigten, Beatrice,“ polterte er nun ärgerlich los, „was fällt Ihnen eigentlich ein? Habe ich Sie dazu aus dem Dunkel ans Licht gezogen und die Krone des Genius auf Ihre Stirn gesetzt, sind Sie dazu von Stufe zu Stufe gestiegen auf Ihrer Siegesbahn, um schließlich als höchstes Kleinod, als letzten Preis, nach —

einem Titel zu haschen? Erbärmlich, Madame Fouquet — niederträchtig — verächtlich! — Excellenz Betty . . . wirklich vortrefflich! Um dieses elenden Anhängfels willen, verkauft Beatrice Fouquet ihr Königreich! Denn Sie sind eine Königin. Sie regieren über Tausende, Sie können Tausende begeistern, beglücken, veredeln, rühren, erschüttern . . . wo finde ich noch mehr Worte? Sie können Tausenden zum Segen werden, wenn Sie Ihre Mission recht begreifen, wenn durch Sie die höchsten, edelsten Ideen Verkörperung finden! Und nun geht sie hin und wird . . . Excellenz! Aber das geht mich im Grunde nichts an. Wozu ereifere ich mich? Pah! Thuen Sie es doch. Gehen Sie. Werden Sie eidbrüchig. Verlassen Sie Ihre Bofation. Vertauschen Sie den Parnaf mit dem Kochherd . . . lassen Sie sich täglich hundertmal von elenden Speichelleckern Excellenz! schimpfen. Die Strafe wird kommen. Sie werden eines Tages mit Esau sympathisiren. Dann denken Sie an mich, der ich Sie vorher gewarnt habe!“

Sie hatte sich nicht von der Stelle bewegt. Ihre Hände lagen noch auf den Tasten, sie sah über die Schulter zu ihm auf und lächelte.

„Ich höre Sie zu gern in dieser Weise reden, um Sie zu unterbrechen!“ sagte sie endlich, „bis Sie nun wieder Athem sammeln, will ich Ihnen sagen, daß wenn ich so niedrig dächte, wie Sie annehmen, ich mir das Vergnügen schon früher hätte bereiten können, diese klingende Schelle um meinen Hals zu hängen, denn schon Mancher wähnte eine Beatrice Fouquet sei durch hohe Titel zu gewinnen.“

„Und wenn nicht Rang und Titel, was ist es dann, was Sie bewegen könnte, von Ihrem Olymp herabzusteigen?“ fragte er noch immer mißtrauisch, „nun sagen Sie mir gar, es sei Reichthum oder Macht und Einfluß, welche Sie zu gewinnen hoffen?“

„Nichts von alledem. Mein Grund, weshalb ich dieses Mannes Gattin zu werden wünsche, ist außerordentlich überraschend. Sie werden ihn nie errathen.“

„Mir scheint so. Also machen Sie es kurz und belehren Sie mich.“

Sie stand jetzt auf und sah ihren wunderlichen Freund ruhig an.

„Ich liebe ihn!“ sagte sie mit einer Anmuth und Einfachheit, die allerdings überraschend wirkten.

Sir George sagte zuerst garnichts, aber in

seinem Gesicht zuckte es. Plötzlich wischte er sich hastig mit der Hand über die Augen und hielt ihr dann die Hand hin:

„Verzeihen Sie mir!“ sagte er.

„Ah!“ lachte sie, „zu jedem Ihrer Worte sprach ich in Gedanken: Ich will's vergeben!“

Unterdessen war General Treffenbach nach Hause zurückgekehrt, wo er seinen Sohn bereits beim Gabelfrühstück vorfand.

„So geht es nun,“ sagte Magnus Treffenbach, indem er mit der Gabel in die Sardinenbüchse langte, „nachdem mir Freund Heß neulich so bittere Vorwürfe über mein Einsiedlerleben gemacht hat, wollte ich mich Dir heute auf Deinem Ritt anschließen, lieber Vater, um Deine Gesellschaft zu genießen und gerade heute warst Du spurlos verschwunden. Ich ritt fast bis Charlottenburg, immer in der Hoffnung, Dich irgendwo zu erblicken, denn Friedrich sagte mir, Du seiest spazieren gegangen.“

Der General schnitt sich ein Stück röthlichen Eidamer herunter, so fein, wie ein Mohnblatt.

„Ein wenig von diesem Holländer? Er ist recht gut! Nun, wie hast Du Dich denn auf Deinem Ritt unterhalten? Bist Du Bekannten begegnet?“

„Nur dieser kleinen, gelben Altezza, die mit ihrem Sohne spazieren fuhr. Als sie mich erblickte, winkte sie und befahl zu halten und frug sehr nach Dir, worauf ihr Sohn sich den Witiz erlaubte, Du eiest ein protegiertes Verehrer seiner Mama. Beide sagten viel Schmeichelhaftes über Montrésor, obwohl sie behaupteten, es sei ein Damenpferd. Nun, ich stellte sie Ihrer Excellenz ganz zur Verfügung.“

„Dich scheint Dein gestriger Dpernbefuch ja recht scherzhaft gestimmt zu haben, lieber Magnus, obwohl da eigentlich wenig Grund dazu vorhanden war!“

Magnus sah so aus, als bestänne er sich vergeblich darauf, was sein Vater meine. Endlich sagte er:

„Ich glaube, es stimmt uns immer zufrieden und heiter, wenn wir erkennen, worin wir irrten. Ich habe über Armins Tadel nachgedacht und gefunden, daß Du Ursache hattest, Dich über mich zu beklagen. Du sollst nicht mehr genöthigt sein, mich aus meinem Studirzimmer herauszuholen. Freiwillig will ich Dein Begleiter sein, wenn Du es wünschst . . . Denn wer weiß, ob wir jemals wieder

eine so lange Zeit ungestörten Zusammenlebens haben werden!“

Excellenz warf einen langen, forschenden Blick auf seinen Sohn.

„Ich hoffe doch sehr, lieber Magnus,“ sagte er endlich, „daß, wie sich auch die Zukunft gestalten mag, nichts Dein Vertrauen zu mir erschüttern, unser Verhältniß verändern könnte?“

„Wie kannst Du hieran zweifeln?“ fragte Treffenbach verwundert.

Am Nachmittag fiel es Magnus ein, daß sein Vater schon gestern von einem Besuche bei Plattows gesprochen hatte. Vielleicht konnten sie zusammen hingehen? Er ging sogleich um ihn zu suchen und hierum zu fragen. Er war nicht in seinem Zimmer, er war auch nicht im Eßzimmer, aber durch die offenen Salonthüren sah ihn Magnus am Lieblingsfenster der Mutter stehen. Gedankenverloren und doch mit eigenthümlich intensivem Blick, als fixire er dort oben am Himmel einen Gegenstand, blickte er hinaus. Die eine Hand hatte er auf das Tischchen gestemmt — jenes Tischchen, welches für Magnus unzertrennlich von der Gestalt der Mutter war. Wie im Anschauen einer Vision verloren, stand der

Mann unbeweglich, und Magnus blieb auch stehen. Er konnte den Blick nicht abwenden von diesem Antlitz voll männlicher Entschlossenheit und Thatkraft.

„Vater . . .“ sagte er endlich zögernd.

Wie vom Donner gerührt fuhr der General herum, dabei strich seine Hand über die Fläche des Tischchens und mehrere Photographien fielen von demselben zu Boden. Ehe Treffenbach hinzueilen konnte, hatte sein Vater sie aufgesammelt und in die Brusttasche gesteckt, wobei er in fast kaltem Ton sagte:

„Du hast mich förmlich erschreckt . . . was giebt's?“

„Entschuldige meine plötzliche Anrede. Ich wollte Dich nur fragen, ob Du die Absicht hast Plattows einen Besuch zu machen.“

„Ah richtig. Natürlich. Wir können augenblicklich gehen. Da hast Du sehr Recht, lieber Junge!“

So gingen sie zusammen, jedoch der General war ziemlich schweigsam. Einmal blieb er vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, und Magnus that natürlich dasselbe. In der Mitte von vielen Bildern und Photographien war das Porträt eines Mädchenkopfes in ovalem breitem Goldrahmen auf-

gestellt. Unter einem großen, aufgeschlagenen Filzhut sah ein Gesichtchen mit heiterem Ausdruck dem Beschauer entgegen. Die großen mit kindlicher Unbefangenheit weit geöffneten Augen, das stumpfe und doch so feine Näschen, der schelmische Mund, der unbeschreiblich zarte Umriß des Köpfchens machten das Ganze zu einem sehr lieblichen Bilde.

Um dieses Fenster scharte und drängte sich unaufhörlich eine Menschenmenge. Treffenbach hatte schon heute Morgen diese Bemerkung gemacht, ohne drüber nachzudenken.

Excellenz Treffenbach aber, der sich fürs Gewöhnliche in aristokratischer Entfernung von Allem hielt, was nur einigermaßen an Janhagel erinnerte, stand hier Schulter an Schulter mit einem Blousenmann und nahm die Püffe einer dicken Marktfrau gleichgültig hin, mit einem gewissen Interesse auf die Volksmeinung horchend.

„Det arme, junge Blut,“ bemerkte die Marktfrau, „’s könnt’ unsereins doch janz und jar ejal sein, und ich sag immer: det kommt von det, wenn man mang die Komedianten jeht . . . aber jammern thut mich’s doch. Sie hat einmal Nefel bei mir gefaußt und da hat sie mich jefragt ob ich Kinder

hätte, und wie alt die wären und hat die Aepfel geküßt und so viel gelacht — ist selbst noch das pure Kind gewesen.“

Treffenbach wurde etwas ungeduldig, aber er beherrschte sich. Seit einiger Zeit konnte man dies Gesichtchen in allen Formaten, bei sämtlichen Photographen und Kunsthändlern sehen. Auch er hatte es hin und wieder bemerkt, aber sich nie den Kopf drüber zerbrochen, wen es vorstelle. Eine Schauspielerin vermuthlich, oder eine Reiterin aus dem Circus? Da er unmöglich annehmen konnte, daß dieses Kinderporträt seinen Vater so lange fessele, so sah er sich nach irgend einem Reiterbilde oder einem Jagdstück um, konnte aber nichts Derartiges sehen.

„Komm,“ sagte der General endlich, „das Volk drängt so. Das Bild ist sehr ähnlich. Nicht?“

„Wessen Bild?“

„Die kleine Fouquet. Mein Himmel, Magnus, Du sahst sie doch neulich bei der Menardi!“

„Ich glaube nicht. Ich habe, wie mir jetzt einfällt, nur über sie sprechen hören. Offen gesagt, weiß ich nicht recht, wer sie ist. Armin hat manchmal nicht sehr wünschenswerthe Schwärmereien. Da war

in Petersburg eine gewisse Mascha, welche wie eine Gräfin auftrat und im Grunde eine Abenteurerin war, die dann polizeilich verfolgt wurde. Ich habe alle Ueberredungskraft, deren ich fähig war, anwenden müssen, um ihm den Kopf wieder zurechtzurücken. Es thäte mir sehr leid, sollte hier eine gleiche Affaire sich abspielen. Fouquet? Fouquet?... Ja, ja, der Name klingt nach nichts Gutem, und ich habe ihn in letzter Zeit immer wieder hören müssen. Da ist wieder mal etwas nicht in Ordnung. Wann wird dieser Mensch klug werden?"

Böllig mit seinem Unwillen beschäftigt, hatte Magnus Treffenbach seinen Vater garnicht angesehen. Der General schritt ruhig neben ihm her, seine stolze Haltung, sein gelassener Gesichtsausdruck waren unverändert, aber eine tödtliche Blässe ließ die kühngeformten Züge wie aus weißem Stein gemeißelt erscheinen.

Erst nach einiger Zeit nahm er das Gespräch wieder auf und, als habe er das Vorhergegangene schon vergessen, knüpfte er an eine gleichgültige Bemerkung seines Sohnes an und leitete die Unterhaltung auf allgemeine Lebensfragen. Ehe sich Magnus versah, ward daraus ein langer Vortrag

über ächte Ritterlichkeit, über Tugendstolz, Dünkel und halstarriges Hängen an althergebrachtem Rastenwesen.

Er sprach objektiv und doch hätte Treffenbach glauben können, er wolle ihm eine scharfe Lektion ertheilen. Aber das war natürlich nicht der Fall, denn à quoi bon?

Als sie die breite, prächtige Treppe im Hotel hinaufgestiegen, kamen ihnen zwei schwarz gekleidete Damen entgegen, von denen sich die Eine, deren Haupt dicht verschleiert war, durch eine ungewöhnlich elegante, schlanke Gestalt auszeichnet. Der General grüßte achtungsvoll, sie dankte, ohne sich aufzuhalten.

„Wer war denn das?“ fragte Treffenbach, so wie sie außer Hörweite kamen. „Ich wußte garnicht, daß hier im Hotel Bekannte wohnen!“

„Das war, ich bitte Dich um Entschuldigung, daß ich den Namen schon wieder nennen muß, es war Madame Fouquet mit ihrer Gesellschafterin.“

Mit diesen Worten gab er dem herbeieilenden Kellner seine Karte ab.

Plattows waren nicht allein. Die Bellwizens waren da, auch Lieutenant von Schlacken und Graf

Heß, und jener Konsistorialrath, welcher ein wahrhaft väterliches Wohlgefallen an Marie Louise fand. Während nun Schlacken im Wetteifer mit Rhona, durch eine Beschreibung der letzten Feste glänzte, unterhielt sich Fräulein von Plattow wieder mit dem geistlichen Herren über ernsthafte Dinge, und Graf Heß saß wie immer als stummer aber aufmerksamer Zuhörer daneben, und sein schönes Gesicht mit dem herabgebogenen, melancholischen Schnurrbart war hell vom Lampenlicht bestrahlt. Und während Fräulein von Plattow bei sich dachte, daß in diesem jungen Mann nächst Magnus doch noch der meiste Fond und das ernsteste Interesse für geistige Dinge stecke, weidete er sich mit Hochgenuß an ihrer ehrlichen, kerzengraden Wahrheitsliebe, an dem tiefen Ernst, mit welchem sie von „ihren Sünden“ sprach, an der Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie nach dem Rechten strebte. Er hatte sie richtig gezeichnet: was sie dachte, das sprach sie aus. Sie hätte es für ein Unrecht gehalten, einen Gedanken verschleiern oder beschönigt wiederzugeben. Sie war so offenerzig, wie durchsichtiges Glas, und je mehr so, desto dunkler und unergründlicher wurde das Räthsel ihres innersten Wesens. Desto mehr reizte und

peinigete ihn die Frage: und ist sie nicht eines einzigen Gefühles fähig?

O ja! Marie Louise war der Entrüstung fähig. Man erzähle ihr nur von den abscheulichen Begebenheiten, von großen Lügen, vom Siege der Bosheit über die christliche Nächstenliebe. Dann färbte ein lebhaftes Roth flüchtig ihre Wangen, die feinen Brauen zogen sich zürnend zusammen und sie erging sich in empörtem Protest. Solch heiliger Zorn stand ihr nicht schlecht . . . aber wie viel besser noch hätte ihr eine holde Freude gestanden?

Und mit diesen zwecklosen Spekulationen zergrübelte er sein Hirn, während er sich abwechselnd über sie belustigte, ärgerte und verwunderte, aber immer unwiderstehlich angezogen durch ihre kalte Ruhe!

Als die ganze Gesellschaft dann die Treppe hinunterging kam ihnen wieder eine schwarzgekleidete Frauengestalt von hohem Wuchs, aber in sehr einfacher Kleidung entgegen. General Treffenbach hätte abermals sagen können, wenn er es gewußt hätte: Schon wieder dieser Name! Denn es war Lydia Fouquet, welche jetzt erst Zeit fand zu ihrer kleinen Freundin zu eilen.

Madame Fouquet hatte ihre Tochter allein lassen müssen, da sie heute die „Margarethe“ sang, mit welcher Vorstellung die ausbedungene Reihe der Gastrollen abschloß.

Violette war bereits wieder in ihr Schlafzimmer getragen worden und lag hier still, geduldig, aber mit einem sehr betäubten Gesicht. Als aber Lydia anpöchte und leise eintrat, da flog ein heller Sonnenschein über das blasse Gesichtchen. Caroline wurde entbehrlich, Lydia nahm ihren Platz ein und Violette stüsterte, die Hand der Tante ergreifend:

„O, denke Dir, ich hörte wie der Doktor sagte: da würde immer eine Schwäche bleiben, eine Sehne oder ein Band sei zu weit geworden! Ich begreife Nichts davon . . . aber Lydia, ich habe den ganzen Abend schon darüber nachgedacht, wie rasch mein Gebet erhört wurde. Und die Freudigkeit ist auch gekommen, Lydia . . . ich bin nur sehr müde und habe Schmerzen und deshalb kann ich nicht so lustig sein, aber ich bin so dankbar.“

„Mein Liebling, Du mußt grausame Schmerzen erlitten haben!“

„In der Nacht — ja. Wenn ich daran denke ist es, als fühlte ich sie von Neuem . . . aber der

Monsignore stellte dort das Kreuzifix auf und da schämte ich mich.“

„Welcher Monsignore? Euer Beichtvater?“

„Ah nein, die Mama hält nichts von Beichtvätern. Aber hier im Hotel ist ein Monsignore abgestiegen. Ein so lieber, alter Mann. Ich bin einmal im Speisesaal herzugesprungen und habe ihm das Taschentuch aufgehoben, was heruntergefallen war und da hat er mich französisch angeredet, und so liebevoll mit mir gesprochen! Als nun diese Nacht so viele Menschen kamen und die Aerzte da waren, da kam er auch, und wie ich vor Schmerzen jammerte und weinte, weil ich glaubte, ich müsse sterben, da stellte er das Kreuzifix aus Elfenbein dort gegenüber an die Wand und sagte mir, ich solle das ansehen und der Martern gedenken und mir vorhalten, daß Christus von Allen verlassen, verspottet und mißhandelt am Kreuze hing, mit Nägeln angeschlagen, von rohen Leuten gekreuzigt, während hier Alle mich pflegten und der Doktor sich so sehr bemühte mich vorsichtig anzugreifen.“

Und Violette legte sich mit einem tiefen Seufzer zurück. Lydia beugte sich über sie und küßte liebevoll ihre Stirn.

„Du bist ein gutes Kind,“ sagte sie, „und so wird Dir auch diese lange Geduldsprüfung zum Segen werden.“

„Ich fürchte ich bin nicht gut, aber ich würde es gern sein.“

„Gott wird Dir helfen, wenn Du ihn täglich ernstlich darum bittest. Ich will Dir ein kleines Buch leihen Violette, welches mir vor einigen Jahren eine Dame geschenkt hat, die ich hoch verehrte und liebte.“

„O wer war es und was ist das für ein Buch?“

„Es sind ihre gesammelten Lieblingsstellen aus allerhand frommen Büchern, die sie je gelesen. Es sind kleine Verse und schöne Sprüche, von ihr selbst, immer kurz an Worten, tief an Inhalt. Es sind die schönsten Bibelsprüche, nach ihrem inneren Zusammenhang geordnet, und Alles in ihrer eigenen Handschrift! Diese Frau war die Generalin von Treffenbach.“

„Der General hat eine Frau?“ rief Violette verwundert, „ich kenne ihn wohl, aber das habe ich nicht gewußt!“

„Ja, er hatte eine Frau, sie ist gestorben. Von dieser stillen, einfachen und doch unendlich vor-

nehmen Frau habe ich so viel gelernt, obgleich sie nie in Worten predigte. Aber wer mit ihr zusammen kam, der lernte von ihr was Geduld, was Sanftmuth, was wahrer Glaube sei. Deshalb denke ich mir, kann das kleine Buch, welches sie mir gab, auch Dir lieb sein und Dich mancherlei lehren, vor Allem, daß wir unser Herz Gott übergeben sollen und ihn bitten, uns täglich zu zeigen was sein Wille ist!“

„Erzähle mir doch mehr von ihr. Ich höre das so gern! Hatte sie auch Kinder?“

„Sie hatte einst eine Tochter, die als Kind starb. Ich weiß nicht weshalb Du mich manchmal an das Bild dieser Tochter erinnerst! Dann hatte sie auch einen Sohn, von welchem Alle sagten, er würde einst ein großer, vielleicht berühmter Mann. Ich habe ihn nicht gesehen, aber seine Mutter zeigte mir einst einen Brief von ihm. O, sie konnte stolz auf diesen Sohn sein, denn er ist ganz anders, als die meisten jungen Leute seines Alters. Daß er aber so geworden, das dankte er Alles seiner Mutter.“

„O, mehr!“ bat Violette mit jenem Rindereifer, der ein ganz neues, nie gehörtes Märchen nicht oft genug hören kann, „ich denke ihn mir

„Schön, tapfer und fromm, wie einen Kreuzfahrer!  
Ist er so? Ist er wie Richard Löwenherz, Lydia?“

„Mein Kind, ich habe ihn nie gesehen.“

„Und er thut immer, was Recht ist? Mama  
sagt, alle jungen Leute wären so leichtsinnig und  
thöricht, ist er nicht leichtsinnig, Lydia?“

„Sicherlich nicht.“

„Sage mir noch mehr von seiner Mutter,  
Lydia, und bringe mir das Buch. D vergiß es  
gewiß nicht!“

---

## Dreizehntes Kapitel.

---

Zwei volle Monate, März und April, waren seitdem verstrichen und auch der Mai hatte schon vor einiger Zeit seinen Geburtstag mit zartgrünen Guirlanden und einem Konzert aus hundert Vogel-  
fehlen gefeiert.

Madame Fouquet hatte das Hotel in der Stadt schon seit vielen Wochen gegen eine charmante kleine Villa, zwischen grünen Bosquets und belebten Promenaden gelegen, vertauscht. Dies war geschehen, sowie die Heilung von Violette's Fuß ein Stadium erreicht hatte, das die Ueberstiedelung möglich machte. Von diesem Tage bis zu den ersten vorsichtigen Gehversuchen waren wieder einige Wochen geduldigen Liegens verstrichen, heute aber, an diesem wonniglichen Mattage, da die ganze Natur noch im Glanze eines jüngst gefallenem warmen Regens gebadet

schien, heute kam sie schon wieder mit leichten, wenn auch etwas zaghaften Schritten die Stufen zur Veranda herauf, den ganzen Arm voll blühender Narzissen. Sie trug ein weißes, leichtes Kleid, das ein rosenrothes Band um die feine Taille zusammenhielt, ihr großer weißer Hut hing ihr am Arm, ihre Locken wehten in sommerlicher Verwirrung um die helle Stirn und die heißen Wangen, ihre Augen aber glänzten freudig.

Madame Fouquet lag mit einem Buch in der Hand auf einem niedrigen Fauteuil, welcher in der schattigsten Ecke der kleinen, mit Schlingpflanzen umrankten gläsernen Vorhalle seinen Platz hatte. Daneben ein Tischchen mit einer Blumenvase und einer Fantasiearbeit, daneben Tom auf seiner Messingstange, unzufrieden murmelnd und krächzend, denn um des Hauses Dach flogen jubelnde Schwalben, auf allen Fensterläden saßen sie, zwitschernd und schwazend — und solches verdross den mürrischen Papagei.

„So heiß, chérie?“ sagte Madame Fouquet aufblickend, „Du weißt doch, daß Du Anstrengung und Erhizung vermeiden sollst.“

„Aber doch nicht Freude, Mama! Sieh, all

diese Blumen hat mir die Frau geschenkt, bei der ich im Winter die Äpfel für die armen Kinder kaufte! Sie ging vorhin am Gartengitter vorüber, mit einem großen Korbe Blumen, und als sie mich sah, schlug sie die Hände zusammen und blieb stehen und lachte. Ich habe leider fast nichts von dem verstanden, was sie mir sagte, aber sie war so freundlich und schenkte mir all die Blumen. Ach! meine deutschen Studien scheinen mich doch nicht auf die Höhe des Verständnisses gebracht zu haben, die ich erreichen wollte. Ich muß im Wörterbuch nachschlagen. Sie sagte mir, mit der ‚Hupserei‘ hätte es nun wohl ein Ende. Das ist wieder einmal ein unbegreifliches Wort!“ — und Violette zog sich einen ganz niedrigen Feldstuhl herbei, setzte sich und begann die Blumen zu ordnen.

Madame Beatrice schien völlig in den Roman vertieft, den sie in der Hand hielt, aber ein scharfer Beobachter hätte wohl bemerkt, daß ihre Blicke über das Buch hinweg suchend und mit einer gewissen Spannung ins Weite gerichtet waren. Beatrice gehörte nicht zu den träumerischen Naturen, die an einem solchen Tage in die blühenden Kastanienbäume oder in den blauen Himmel blicken, von

unbestimmten Gefühlen beseligt — sie sah, wenn sie vor sich hinträumte, immer in die Promenaden hinein — denn Menschen sind interessanter als Kastanienblüthen.

„Welchen Tag haben wir heute, Violette?“ fragte sie endlich.

„Es ist der neunte Mai, Mama.“

„Ah — ich dachte es! Richtig!“

„Welch lange, lange Zeit wir hier in Berlin geblieben sind!“ sagte das junge Mädchen mit einem tiefen Seufzer, „es ist mir, als wären es Jahre! — Werden wir von hier nach Mailand reisen — oder nach Wien?“

„Möchtest Du diese Stadt verlassen?“

„Natürlich nicht gern, Lydia's wegen, Mama, und dann sind so viele, viele Menschen hier, die gut für mich waren, und die zu vermissen mir schwer fielen, obwohl wir in der letzten Zeit so still gelebt haben. Eines wundert mich, Mama. Zu Anfang war der General Treffenbach am gütigsten gegen mich. Er kam täglich und er schickte mir so viel Blumen, Süßigkeiten und Spielzeug, als wäre ich ein kleines Kind. Ich hatte ihn sehr lieb ge-

wonnen. Und dann plötzlich ist er nie wieder gekommen. Weshalb nicht, Mama? Weißt Du es?"

Beatrice lächelte und hielt sich den Fächer vor das Gesicht, welches eine zarte Purpurgluth überhauchte.

„Vielleicht schickte ich ihn fort, By!“

„D!“ flüsterte Violette und blickte die Mutter gedankenvoll an, „ich hörte einmal die Carolina und den Bedienten zusammen sprechen, sie sagten, Du würdest ihn heirathen.“

„Heirathen ist eine ernsthafte Sache und will überlegt sein, Kleine!“ sie sagte das in mütterlichem Ton, doch dann begann sie zu lachen.

„Heute ist der neunte Mai, By . . . wenn es Dir Freunde macht, so kannst Du zu Deiner Tante fahren, vorausgesetzt, daß die Morton Dich begleitet.“

„O Mama!“ rief Violette jubelnd, denn solch eine Erlaubniß war selten. Beatrice Fouquet begünstigte diesen Verkehr nicht besonders.

„Aber weshalb gerade heute?“

„Nun, ich wünsche Dir eine Freude zu machen, das ist Alles. Seid um sieben wieder hier. Der Diener mag einen Wagen holen.“

Violette war natürlich übergücklich. Sie sprang auf und eilte in den Salon — ein kleiner, lauschiger Salon, dessen bunte Rattunbezüge und leicht geraffte Vorhänge einen sehr sommerlichen Eindruck machten. Doch hier wie im Hotel saß Madame Morton stumm und majestätisch am Fenster und häfelte. Madame Fouquet hatte die letzten Wochen so zurückgezogen gelebt, daß eine Dame d'honneur gar nicht zur Geltung kam, aber auch hierüber schien sich Madame Morton keine Gedanken zu machen.

Zum Glück, so meinte Violette, hatte ihre stattliche Begleiterin so viele Besorgungen in Kaufläden zu verrichten, daß es ein langes Plauderstündchen bei Lydia werden konnte, und Lydia war, das wußte sie, um diese Zeit immer zu Hause. So stieg sie leichten Herzens, alle Hände voll Blumen aus dem Wagen, als derselbe am Eingang des engen Gäßchens hielt, und lief der wohl bekannten Thüre zu. Die Ungeduld verlieh ihr fast wieder Flügel. Sie hatte die engen Treppen erstiegen, sie wußte selbst nicht wie und da oben die Thüre offen stand, eilte sie über den Vorfaal und öffnete Lydia's Thüre, ohne auf den warnenden Zuruf des Stubenmädchens zu hören . . . was war denn das? Zug-

wind blies ihr entgegen, die Fenster und die Thüre zur Schlafkammer standen offen, die Dielen waren frisch gescheuert, die weißen Vorhänge waren abgenommen, das ganze Zimmer so seltsam leer und todt, wie ein Körper, dessen Leben entflohen ist!

„Das Fräulein ist ja gestern ausgezogen,“ erklärte das Mädchen mürrisch, „wollen Sie doch gefälligst nicht auf die frischgewaschenen Dielen treten.“

„Aus — gezogen?“

„Ja! Nun bitte!“ — und das Mädchen schlug die Thüre zu.

„Wo ist sie hin?“ rief Violette mit Entsetzen. Die Gefragte zuckte mit den Achseln.

„Aber Frau Haferberg weiß doch . . .“

„Nein, sie weiß es nicht. Aber wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie sie doch selbst.“

„Wo ist sie? Ich will sie sprechen.“

„Sie ist garnicht zu Hause, sie ist bei ihrer Tochter, der Frau Jüdlich.“

„O, ich habe Zeit. Ich gehe hin und frage sie. Sagen Sie mir, wo Frau Jüdlich wohnt.“

Das Mädchen nannte verdrießlich eine Adresse und Violette verließ, den Thränen nahe, völlig niedergeschmettert die Wohnung. Als sie die unterste

Treppenstufe erreicht hatte, fühlte sie sich außer Stande ihren Jammer länger zu beherrschen. Sie setzte sich auf die Treppe und brach in Thränen aus. Da hörte sie Jemand mit wüchtigem Schritt in die Hausthür treten, eine Hand legte sich auf ihre Schulter — Sir George stand vor ihr und betrachtete sie mit einem Gemisch von Grimm und Rührung.

„Sie ist also fort. Ich dachte mir's!“ fragte er.

„Wo ist sie hin?“ rief Violette, „wissen Sie das?“

„Liebes Kind, Sie können versichert sein, daß sie Alles gethan hat, damit wir das nicht erfahren.“

„Lydia!“ schluchzte Violette unter neu hervorbrechenden Thränen.

„Bah, wenn sie auf solchen Ruf käme: Schon tausendmal wäre sie hier, denn ruft nicht jeder Blutstropfen in mir diesen Namen?“

„Sir George! Sie sind Schuld! Sie haben sie geängstigt und verschleucht!“

„Getroffen, little One!“

„O, es war nicht recht von Ihnen.“

„Auch hierin stimme ich mit Ihnen überein. Was zum Henker fiel Ihrem Fuß ein, so rasch zu heilen, Kleine? Das war eine gute Zeit für mich. Da saß Lydia neben Ihnen und ich konnte mich im

Hintergrunde aufhalten und sie studiren. Aber das war eine kurze Zeit — und nachher blieb sie unsichtbar für mich. Da nahm ich noch einmal die Gelegenheit war, ihr ins Gewissen zu reden . . . umsonst. Alles umsonst!“ stöhnte er, dann wandte er sich ab und verließ das Haus. Violette fragte ihn nicht, wohin er gehe, was er nun zu thun beabsichtige. Ihr war das eben Alles gleichgültig. Sie mußte jetzt Frau Haserberg finden und von dieser Näheres zu erfahren suchen.

Sie bedachte nicht, daß sie in den Straßen dieser Riesenstadt beinah völlig unbekannt war. Der Name, welchen ihr das Mädchen genannt hatte, erschien ihr bekannt, sie war überzeugt, sie sei in jener Straße schon gewesen. So, den Schleier dicht über das Gesicht ziehend, ging sie weiter und weiter, bog hier ein, kam dort wieder heraus, lief der Kreuz und Quer und mußte sich endlich sagen, daß sie sich geirrt habe und nicht mehr weiter wisse. Eine große Mengstlichkeit überfiel sie und sie versuchte, sich durch Fragen zu orientiren, aber ob sie nun nicht recht verstanden hatte, oder ob die Leute sie falsch berichtet hatten, ihr Ziel schien immer weiter zu rücken und sie irrte rathlos lange unbekannte

Straßen entlang, von Zeit zu Zeit wieder eine  
 schüchterne Frage an einen Passanten richtend.  
 Denn sie hatte ihre Absicht noch nicht aufgegeben.  
 In ihrer Angst und ihrem Eifer achtete sie nicht  
 darauf, daß ihr Fuß, solcher Anstrengung noch un-  
 gewohnt, heftig zu schmerzen begann. Eine Schwäche  
 der Muskeln und Sehnen war, wie die Aerzte be-  
 haupteten, noch nicht ganz überwunden und machte  
 sich fühlbar. Sie befand sich gerade in einer ziemlich  
 dunklen Straße, in welcher wenig Menschen und  
 noch weniger Wagen passirten. Ihre Thränen und  
 ihren Schmerz bekämpfend und den Schleier noch  
 fester und dichter über die heißen Wangen ziehend,  
 blickte sie zu den Hausnummern empor, als ihr Fuß  
 plötzlich versagte. Sich mit der einen Hand an der  
 Wand haltend, blickte sie sich angstvoll um und ge-  
 wahrte gerade auf der anderen Seite der Straße  
 eine Kirche, deren Thür offen stand. Wenn sie dort  
 eintrat und ein wenig ruhte, ging vielleicht der  
 Schmerz vorüber. Sie ging, sich auf ihren Sonnen-  
 schirm stützend, über die Straße, es gelang ihr, die  
 Stufen der Kirche zu erklimmen und sie flüchtete  
 in den Schutz dieser hohen ernstern Mauern, wie  
 ein flügelahmer Vogel unter die schützende Decke

flattert. Wie kühl und still war es hier! Durch die hohen, schmalen Fenster fiel nur gedämpftes Licht und glitt an den majestätischen Säulen vorüber, welche des Gotteshauses gewölbtes Dach trugen. Violette's Blick irrte wie traumverloren umher. Etwas in der ruhigen, schmucklosen Majestät dieser altersgrauen, himmelanstrebenden Steinmassen, die oben zu spitzen Bogen zusammenliefen, erweckte in ihr unklare Erinnerungen an Lydia's Beschreibungen. Damit verband sich die Ueberzeugung, daß sie ihr hier näher sei als anderswo. Dann begann die ganze Kirche sich langsam um sie her zu drehen, die Umrisse der Vorsprünge, Pfeiler und Kanten verschwammen, eine sanfte herrliche Musik schien von der mächtigen Orgel niederzuwallen und ihre Sinne zu umschleiern — sie wußte nichts mehr.

Ein scharfer Schmerz brachte sie endlich zum Bewußtsein. Sie schlug die Augen auf und versuchte ihre erschrockenen Gedanken zu sammeln. Gütiger Himmel, wo war sie? — In einer großen schauerlichen Dämmerung, in einer Kirche! Jemand beugte sich über sie, versuchte sie aufzurichten und hatte ihr hierdurch den Schmerz verursacht. Violette empfand auch vor dem fremdesten Menschen keine

Scheu, geschweige denn vor einem, der sich ihr in großer schreckvoller Verlassenheit hülfreich erwies.

„Sind Sie krank, liebes Kind?“ fragte der Fremde. Sie konnte nicht gleich antworten, ihre Gedanken wirbelten noch haltlos durch ihren Kopf. Dann endlich kam eine klare, beängstigende Erinnerung an eine Madame Morton, die warten würde.

„O! Wieviel Uhr ist es?“ rief sie.

Der Fremde zog seine Uhr und ließ sie repetiren, denn es war hier im Schatten der hohen düsteren Mauern schon zu dunkel, um etwas zu sehen. Die Uhr schlug acht. Er steckte sie wieder ein und wiederholte seine Frage.

„Nicht krank — nicht krank,“ murmelte Violette verwirrt, „aber mein Fuß . . .“

„Versuchen Sie es nur — ich hebe Sie auf . . . so . . . o, Sie können wohl sehr froh sein, daß ich zufällig die Idee hatte, in die Kirche zu treten. Sie wären vielleicht eingeschlossen worden!“

Sie hatte kaum auf seine Worte geachtet, an ihn gelehnt, stand sie da, schwindelnd, zitternd und vollständig unfähig, den schmerzhaften Fuß als Stütze zu gebrauchen.

„O, es geht nicht!“ sagte sie und blickte zu ihrem Ritter auf, ein ernstes, kühngeschnittenes Gesicht beugte sich zu ihr herab, forschende, gedankenvolle Augen begegneten ihrem Blick mit fühler Ueberlegung.

„Was ist da zu thun?“ fragte er mehr sich als sie, „darf ich einen Wagen holen, der Sie in Ihre Wohnung führt?“

„O, nicht fortgehen,“ flehte Violette, „ich werde Alles thun, was Sie verlangen, nur lassen Sie mich nicht allein.“

„Was soll ich thun, armes Kind?“

„Tragen Sie mich . . . man sagt, ich sei so leicht wie eine Feder.“

Er hob sie schweigend auf. Sie sah ein ernstes Lächeln auf seinem Gesicht, welches jetzt dem ihrigen so nah war.

„Man hat recht gesprochen,“ sagte er, indem er mit der leichten Last auf seinem Arm durch die Kirche schritt, „Sie wiegen kaum mehr als ein Reh. Wohin aber nun?“ — denn sie traten hinaus in die dämmernde Straße und er blieb stehen und zögerte.

„Madame Morton und der Wagen . . .“

stammelte Violette, „ach, werden sie noch da sein? Sie wollte mich bei dem Hotel — erwarten.“

„Nun, das ist nicht allzu weit und ich weiß auf Nebengäßchen hinzufinden, so daß wir das Gewühl der großen Straßen vermeiden. Legen Sie den Arm um meinen Hals, das wird bequemer sein.“

Er sagte das in so geschäftsmäßigem Ton, daß sie der Aufforderung gehorsam wie einem ärztlichen Befehl nachkam, indem sie seufzend sagte: „Danke, Sie sind sehr gut.“

Sie hatte im ersten Schrecken, beim Erwachen aus der Ohnmacht, den dichten Schleier zurückgeschoben. Jetzt fiel er wieder über ihr Gesicht — aber kein neugieriger Blick seinerseits streifte diese verhüllte Lieblichkeit. Wie ein Mensch, welcher eben nur Pflicht der Nächstenliebe nachkommt, trug er sie, ruhig vor sich hinsehend, durch enge, dunkle, wunderliche Gäßchen und wenn je ihr Blick über sein Gesicht hinhuschte, trug es denselben Ausdruck ernster Besonnenheit. Er fragte sie nach garnichts mehr, es genügte ihm, daß er wußte, wohin sie gebracht zu werden wünschte. Alles Uebrige konnte ihm gleichgültig sein.

Es begegnete ihnen ein Haufe aus der Schenke

kommender Fabrikarbeiter, welche ihnen fluchend und mit rohen Scherzworten den Weg versperreten. Das Antlitz ihres ritterlichen Beschützers wurde noch ernster und nahm einen drohenden, hochfahrenden Ausdruck an. Er war im Begriff, dem, wie er wähnte tödtlich erschrockenen jungen Mädchen einige beruhigende Worte zu sagen, als sie den Kopf rasch nach den Arbeitern umwendend, in absolut furchtlosem Tone, lebhaft zürnend, ausrief: „Schämt Ihr Euch garnicht, Ihr Leute? Laßt diesen guten Herrn durch, er hat schon Plage genug, daß er mich tragen muß,“ und sie winkte gebieterisch mit der kleinen Hand — und siehe da, der Trupp trat schweigend bei Seite.

Diese kleine Begebenheit schien zum ersten Mal das Interesse ihres Trägers zu erwecken.

„Sie haben Courage, mein Kind,“ sagte er bewundernd.

„Courage? Das hat mir noch Niemand gesagt. Hätte ich denn Courage nöthig, so lange Sie mich beschützen?“

„Ich? Wer bin ich? Für Sie, Niemand. Wie können Sie denn wissen, daß ich es gut mit

Ihnen meine und Sie dorthin bringe, wo Sie hingebraucht zu sein wünschen?"

„O, ich weiß das aber!“ versetzte sie zuversichtlich.

„Doch weshalb?“

„Sie waren in der Kirche,“ versetzte Violette einfach.

„Sie haben Recht!“ erwiderte er sichtlich betroffen und ging dann schweigend mit ihr weiter, bis Violette, als sie aus einer Nebengasse auf den weiten Platz bogen, aufathmend sagte: „Da steht der Wagen!“

Gesegnet sei Madame Mortons unerschütterliche Ruhe! Seit mehr denn einer Stunde saß sie aufrecht, mit mißbilligender Miene in diesem Wagen und wartete mit stoischer Ruhe, daß dies flatterhafte Geschöpf sich einstellen werde. Sie hatte in Frau Haferbergs Wohnung erfahren, wohin Violette wahrscheinlich gegangen sei, und sagte sich vernünftiger Weise, daß sie von dort wiederkommen werde. Um sieben sollten sie zu Hause sein und jetzt war es über acht, und Madame Morton wartete mit unerschütterlicher Ruhe, denn es war das Wichtigste, zu warten. Sorge, Aufregung und

Suchen konnten zu nichts führen, man gab sich also am Besten garnicht damit ab.

Solch edle Gelassenheit ward reichlich belohnt, denn siehe, dort erschien die Saumfelige, zwar nicht auf eigenen Füßen, sondern zum allgemeinen Staunen der Vorübergehenden auf den Armen eines sehr vornehmen, fremden Herrn, allein Madame Morton hatte auch hierfür sogleich den Grund gefunden. Sie hat also ihren Fuß überanstrengt und nicht weiter gekonnt. Madame Fouquets Tochter wird nie vernünftig werden, aber das geht Madames Gesellschaftsdame nichts an.

Der Fremde hob Violette in den Wagen und grüßte dann die andere Dame. „Ich bedaure sehr,“ sagte er, „dem armen Kinde ist ein Unfall begegnet, scheint mir.“

„So sehe ich,“ bemerkte Madame Morton trocken, „der Fuß natürlich.“

„Ja, ja!“ rief Violette, „o mein Herr, wie soll ich Ihnen danken?“

Welcher Andere hätte jetzt wohl nicht um ein kleines Andenken an dies romantische Abenteuer gebeten? Um eine Schleife oder eine Locke oder auch

nur um den Namen derjenigen, welcher er solchen Ritterdienst erwiesen hatte?

Dieser hier verneigte sich nur, sprach einige höfliche Worte der Abwehr — und die ungedulbigen Pferde, des langen Wartens überdrüssig, zogen an.

„D,“ seufzte Violette, „Mama wird sich gesorgt haben!“

Hatte sich Beatrice Fouquet wirklich gesorgt?

Nachdem Violette sie verlassen, war sie wieder auf die Veranda gegangen und hatte das Buch aufgenommen, aber die Lektüre vermochte sie nicht zu fesseln. Immer wieder glitt ihr Blick auf die Promenade hinaus, eine nervöse Ungeduld schien sich ihrer zu bemächtigen. Der Nachmittag zog seine Schatten immer länger über den kleinen Rasenstreif vor dem Hause. Die Vögel flatterten nicht mehr in ruheloser Bergnüglichkeit umher, sie saßen still und sangen beschaulich.

Die Beatrice sah nach der Uhr und ihre Augen flammten zornig auf.

„Es war also eine Täuschung,“ murmelte sie, „das nennt man Beharrlichkeit! Ah, wenn man sie auf die Probe stellt, wenn man Geduld, Ausdauer und Treue verlangt . . . welcher Andre ließe

sich überhaupt verbannen? und doch, daß er es that, daß er ging und nicht mehr kam, wie gefiel mir das! Wie fühlte ich schon in dem Augenblick, daß mein Herz doch zuletzt siegen würde über das, was George meine Mission nennt! O, wir bleiben thöricht, thöricht! Morgen will ich abreisen — und diese Stadt sieht mich nicht wieder!“

Und sie sprang auf, eilte in den Salon und griff nach der Klingel . . . Carolina konnte nicht früh genug mit Packen anfangen.

Da zögerte sie und horchte auf — und dann die wirren schwarzen Locken aus der Stirne streichend, trat sie spähend zum Fenster, durch welches man soviel vom Wege übersah, als das Kletterkraut der Veranda frei ließ.

Ein tiefes Roth lief plötzlich über das schöne Antlitz. Mit der einen Hand den Vorhang etwas zurückhaltend, sah sie hinaus und lachte . . . Born, Kränkung und Verachtung war vergessen.

Die Stufen der Veranda stieg ein hoher, stattlicher Mann in Uniform herauf. Er blickte sich forschend um, als müsse er sich erst orientiren oder suche an der offenstehenden Thüre die Klingel. Sein stolzgeschnittenes Gesicht war sehr blaß, eine tiefe

Erregung sprach sich darin aus, denn die großen, scharfen Augen leuchteten in fast elektrischem Licht, aus ihnen flammte frohe Ungeduld, während die Lippen fest zusammengepreßt waren, wie in Erinnerung bitterer Kämpfe und Entschlüsse.

Und diesen Mann liebte Beatrice Fouquet mit der vollen Leidenschaftlichkeit ihres heißblütigen Naturells . . . acht Wochen der Ueberlegung, der Trennung, hatten nur dazu beigetragen, sie blind und taub zu machen, gegen die eigene Vernunft.

Jetzt stand er in der Thüre und sah sie an, und sie kam ihm entgegen, Freude, Triumph, Glück strahlte aus ihren Augen. Sie legte beide Hände in die Seinen, blickte zu ihm auf mit bezauberndem Lachen und sagte:

„Armer Mann! Ihre Galgenfrist ist abgelaufen . . . und Sie kommen mit heroischer Pünktlichkeit, die ewige Kerkerhaft anzutreten.“

Er zog ihre Hände an seine Lippen und flüsterte mit einem tiefen Seufzer:

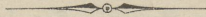
„Grausame Zauberin, Sie wissen, daß ich die Tage zählte!“

Sie sah ihn an, lächelte und versetzte:

„Ich auch!“

Und so geschah es, daß ein stolzer, hochstrebender, welterfahrener Mann seinen Namen und sein Haus, seine Titel, seinen Ehrgeiz, seine Laufbahn der Beatrice Fouquet zu Füßen legte!

Ende des ersten Bandes.



Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**  
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu  
beziehen:

## Graf Lorenz.

Roman

von

**H. J. von Manteuffel.**

3 Bde. 8. geh. Preis 10 Mark.

---

## Das Majorat.

Roman

von

**H. J. von Manteuffel.**

Zweite Auflage.

2 Theile in 1 Bande gr. 8. geh. Preis 2 Mark.

---

---

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft  
Sezerinnenschule des Lette-Vereins.

---